

HANNS FISCHER
STUDIEN ZUR DEUTSCHEN
MÄRENDICHTUNG

Hanns Fischer

Studien zur deutschen
Märendichtung

2., durchgesehene und erweiterte Auflage
besorgt von
Johannes Janota



Max Niemeyer Verlag Tübingen

1983

Mit 2 Faltkarten

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Fischer, Hanns:

Studien zur deutschen Märendichtung / Hanns Fischer. – 2., durchges. u. erw. Aufl.
besorgt von Johannes Janota. – Tübingen : Niemeyer, 1983.

ISBN 3-484-10461-9

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1983

Alle Rechte vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages
ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus photomechanisch
zu vervielfältigen. Printed in Germany
Druck: Allgäuer Zeitungsverlag GmbH, Kempten
Einband: Heinr. Koch, Tübingen

HUGO KUHN

ZUGEEIGNET

Nachruf anlässlich der 1. Auflage

HANNS FISCHER ist beim Bergsteigen in der Silvretta am Piz Linard tödlich verunglückt, eben vierzig Jahre alt geworden, mitten aus der ersten Entfaltung seines Lebens und Schaffens und Lehrens heraus. So wird nun plötzlich dieses Buch des Lebenden, das zur Auslieferung bereitlag, durch unbegreiflichen Ratschluß zum Vermächtnis eines Abgeschiedenen – neben Anderem, das fast oder zum Teil fertig oder angefangen in der Werkstatt daliegt. Wie viele der sonst von ihm schon angebahnten Forschungswege er zukünftig so zu Ende geführt hätte, wie es für seinen ersten Ansatz mit diesem Buch geschieht, werden wir nicht mehr erfahren. Was jetzt, so früh schon endgültig geworden, bleibt: seine Arbeiten, insbesondere zum Spätmittelalter, die mit Lust an der Präzision und mit unermüdlichem Gewinnen von Erfahrung – angefangen von der Heuristik, die er so liebte – unauffällig, aber immer genauer zupackend das Philologische zum Instrument einer neuen, einer künftigen Mediävistik machten. Und es bleibt die Lücke, die sein Ort in der Sache für die Forschung, die seine Persönlichkeit für alle, die ihn kannten, Freunde, Weggenossen, Schüler, zurückläßt.

Hugo Kuhn

INHALTSVERZEICHNIS

Nachruf anlässlich der 1. Auflage	VI
Vorwort	XI
Vorwort zur 2. Auflage	XIII
I GRUNDLINIEN EINER GESCHICHTE DER MÄRENFORSCHUNG . . .	I
Die Vorgeschichte der Märenforschung bis zu VON DER HAGENS und BÜSCHINGS ‚Grundriß‘ (1812): Beschäftigung mit Märentexten in Deutschland 1 – Anfänge der Fabliaux-Forschung in Frankreich 3.	
Die Frühgeschichte der Märenforschung bis zu VON DER HAGENS ‚Gesamtabenteuer‘ (1850): Der ‚Grundriß‘ 4 – Textpublikationen verschiedener Gelehrter bis 1850 5 – Das ‚Gesamtabenteuer‘ 6.	
Die dritte Periode der Märenforschung zwischen dem alten und dem neuen ‚Gesamtabenteuer‘ (1850–1911): Editionstätigkeit 10 – Biographisch-historische Forschung 11 – Stoff- und Motivgeschichte 12 – Erste Behandlung der Märendichtung in Literaturgeschichten 13 – Monographische Dissertationen über einzelne Mären 15.	
Die Märenforschung in der (vierten) Periode des ‚Neuen Gesamtabenteuers‘: Das ‚Neue Gesamtabenteuer‘ 16 – Andere Editionen 20 – Dissertationen und Zeitschriftenaufsätze 22 – Neue Fragestellungen 23 – Handbücher und Literaturgeschichten 25.	
Die ungelösten Aufgaben der Märenforschung und die Zielsetzung dieses Buchs 26.	
II DIE GATTUNG „MÄRE“: Begriff und Bereich	29
Vorüberlegungen (neuzeitliche Novellendefinitionen als Ausgangspunkt ungeeignet – induktives [Exklusions-]Verfahren auf der Grundlage der Reimpaar- kleindichtung – Begriffe und Kriterien) 29.	
Die geistliche Rede 35 – Die weltlich-didaktische Rede 36 – Kurzgnomik 37 – Das fachliterarische Spruchgedicht 38 – Die politisch-didaktische Rede 38 – Die politisch-enkomiaistische und politisch-skommatische Rede 38 – Die Ehrenrede 39 – Die Minnerede 40 – Das Streitgespräch 41 – Die persönliche	

Rede 43 – Das Quodlibet 43 – Parodien religiöser Texte und Genera 44 – Die Zechrede 44 – Die Obszönrede 45 – Der Klopfan-Spruch 47 – Das Priamel 48.

Die Legende 50 – Die Mirakelerzählung 51 – Die Teufelserzählung 51 – Die Fromme Welterzählung 52 – Der historische Ereignisbericht 53 – Die Fabel 54.

Märe und Roman 57 – Märe und Bispel 59.

Definition des Märes 62 – Vorbemerkung zur Mären-Inventarisierung 63 – Gesamtverzeichnis der Mären 65.

Die „Grenzfälle“ 72.

Mittelalterliches Gattungsbewußtsein? 77 – Das Zeugnis der Terminologie 78 – Das Zeugnis der Überlieferungssymbiose 89.

III THEMATIK UND PERSONAL DER MÄRENDICHTUNG UND DAS PHÄNOMEN IHRER TYPISIERUNG 93

Vorbemerkung zum Phänomen der Thema-Typisierung 93 – Die zwölf Themenkreise 94 – Drei Grundtypen: Das schwankhafte Märe 101 – Das höfisch-galante Märe 109 – Das moralisch-exemplarische Märe 111 – Vermischungs- und Angleichungstendenzen: Beobachtungsmaterial 112 – Deutung 115.

Vorbemerkung zum Phänomen der Personen-Typisierung 116 – Die drei Grundkonstellationen und ihr Rollenapparat 117 – Normung des Figurenmateri- als 119 – Ständische Schichtung 119 – Verhältnis von Stand und Rolle 125 – Nutzung des sozialen Gefalles 126 – Funktionslose ständische Information? 128.

Realismus? 128.

IV DIE AUTOREN DER MÄRENDICHTUNG. Untersuchungen zum literarischen und sozialen Lebensraum I 138

Vorüberlegungen zu Ziel und Gegenstand 138.

Die vier großen Märendichter: Der Stricker 145 – Heinrich Kaufringer 148 – Hans Rosenplüt 152 – Hans Folz 160.

Kleinere Märendichter mit literarischer Produktion in anderen Gattungen: (Blinger von Steinach) 162 – Herrand von Wildonie 162 – Konrad von Würzburg 163 – (Heinrich von Freiberg) 165 – (Elsässischer Anonymus) 166 – Heinrich der Teichner 166 – Schondoch 168 – Schweizer Anonymus 169 – Fröschel von Leidnitz 170 – Peter Schmieher 171 – Hans Raminger 174 – Jörg Zobel 176 – Hans Schneider 177.

Märendichter ohne sonstige dichterische Produktion, aber mit historischer oder literarischer Bezeugung: Sibote 180 – Johannes von Freiberg 181 – Rüde-

ger der Hinkhofer 182 – Egenolf von Staufenberg 184 – Jacob Appet 185 – Hermann Fressant 186 – Johannes Werner von Zimmern 188 – Claus Spaun 189.

Märendichter ohne sonstige Bezeugung: Augustijn 190 – (Gregorius Awer) 191 – (Hans Awer) 191 – Dietrich von der Glezze 192 – Hans Ehrenbloß 192 – Der Freudenleere 193 – (Gozold) 194 – Heinrich von Landshut 195 – Heinrich von Pforzen 195 – Heinz der Kellner 196 – Der Hufferer 196 – Der arme Konrad 197 – Hans Meißner 197 – Niemand 198 – (Punzinger) 199 – (Hans Ohnezweifel) 200 – Heinrich Rafold 200 – Rüdiger von Munre 201 – Ruprecht von Würzburg 201 – Hans Schneeberger 202 – Volrat 203 – Der Vriolsheimer 203 – Werner der Gärtner 203 – (Hans Zapf) 204 – Der Zwingäuer 205.

Der Schriftsteller-Typus der Märenautoren 205 – Der soziale Status der Märenautoren 208.

V DAS PUBLIKUM DER MÄRENDICHTUNG. Untersuchungen zum literarischen und sozialen Lebensraum II 220

Vorbemerkung zu Ausgangspunkt und Quellenlage 220.

Das Zeugnis der literaturimmanenten Quellen: Nennung von Mäzenen, Stoffvermittlern und Wahrheitszeugen 221 – Apostrophe des Publikums 223 – Weitere Beobachtungen 225 – Literarische Anspielungen 227 – Die literarische Bildung des Märenpublikums 231.

Das Zeugnis außerliterarischer Quellen: Buchbesteller und Buchbesitzer 231 – Spätmittelalterliche Buchverleger 241 – Bildliche Darstellungen von Märenstoffen 243.

Zusammenfassung: Die literarische und soziale Position des Märenpublikums 244.

VI DAS MÄRE ZWISCHEN AUTOR UND PUBLIKUM. Untersuchungen zum literarischen und sozialen Lebensraum III 246

Vorbemerkung zur Fragestellung 246.

Die Entstehung: Anlaß 246 – Stoffrezeption 247 – Der poetische Schaffensprozeß 253.

Die Verbreitung: Selbstrezitation des Autors 255 – Rezitation durch „Sprecher“ 256 – Vortragsweise 267 – Vortragssituationen 269 – Schriftliche Verbreitung 274 – Buchhandel 275.

Die Aufnahme: Kontinuität der Produktion und Reproduktion 276 – Größe des Entstehungs- und Überlieferungsraums 277 – Überlieferungshäufigkeit 278.

Schlußwort zu den Kapiteln IV–VI 278.

VII SYSTEMATISCHE FORSCHUNGSBIBLIOGRAPHIE ZUR MÄRENDICH-	
TUNG	280
Vorbemerkung	280
Abgekürzt zitierte Literatur (Siglen und Kurztitel)	282
Gesamtverzeichnis der Märenhandschriften und der für sie ge-	
brauchten Siglen	285
Teil A	293
Teil B	305
Titelkonkordanz	434

ANHANG

A. Regesten	439
B. Karten	nach 542
Register	
a) Autoren- und Titelregister	543
b) Handschriftenregister	554

VORWORT

Exemplum de quodam homine, qui volebat aedificare domum ... Ein Mann will ein Haus bauen. Er sucht sich einen aussichtsreichen Bauplatz in wenig besiedeltem Gelände, entwirft einen Konstruktionsplan und kalkuliert das erforderliche Kapital an Zeit und Arbeitskraft. Er hat jedoch kaum mit dem Erdaushub begonnen, da stellt sich heraus, daß der für solid gehaltene Boden in Wahrheit morastig ist. Diese betrübliche Erfahrung stellt den Mann vor die Entscheidung, entweder der Fallibilität des Grundes ungeachtet den Bau in der ursprünglich konzipierten Weise aufzuführen und seine Standfestigkeit einer höheren Fügung anheimzustellen oder aber einen großen Teil seines Kapitals in die Absicherung der Fundamente zu investieren mit der Gewißheit vor Augen, daß sein Gebäude dann nicht einmal die Höhe der Bel-Etage erreichen wird. Kartenhaus oder Torso? Sein Handwerkerethos – und ein klein wenig auch die Hoffnung, die Gunst einer späteren Stunde werde ihm vielleicht die Weiterführung ermöglichen – läßt ihn sich für die zweite Alternative entscheiden.

Das Bispel „bezeichnet“ dieses Buch. Als ich im Jahre 1957 daran zu arbeiten begann, hatte ich mir in den Kopf gesetzt, eine monographische Wesensbeschreibung der Märendichtung zu schaffen, die einmal die Grundlage für eine Gattungsgeschichte würde abgeben können. Ich war noch nicht sehr weit damit gekommen, als mir klar wurde, daß die textliche Erschließung dieses Denkmälerkomplexes so desolat im Rückstand war, daß ich mein Unternehmen entweder in blindem Gottvertrauen auf das ‚Gesamt-*abenteuer*‘ gründen oder aber – wohl oder übel – mich selbst an der Heuristik und Edition beteiligen mußte. Ich habe den zweiten Weg, den Weg des „Dienstes“, gewählt mit dem Erfolg, daß, als die eiserne Notwendigkeit des festgesetzten Habilitationstermins endlich einen Abschluß oder vielmehr einen Abbruch meiner Arbeiten erzwang, von den „oberirdischen“ Teilen des Baus erst wenige fertiggestellt waren. Die darauf folgende Privatdozentenzeit war der Drucklegung der mit der Abhandlung gewachsenen Editionen gewidmet, und ich war damit noch nicht zu Ende gekommen, als

mich der Ruf auf den Tübinger Lehrstuhl erreichte. Dieser hatte eine solche Fülle neuer Verpflichtungen im Gefolge, daß ich auf Jahre hinaus nicht daran denken konnte, wieder Hand an das liegengebliebene Opus zu legen. Als mir dann schließlich – das *nonum prematur in annum* war inzwischen erfüllt – das vorlesungsfreie Wintersemester 1966/67 wieder etwas Atemraum verschaffte, erschien mir das Bauwerk so renovierungsbedürftig, daß ich glaubte, die mir zur Verfügung stehende Zeit lieber auf eine gründliche Neufassung des alten Manuskripts als auf seine Weiterführung wenden zu sollen.

Sollte ich nun die Veröffentlichung meiner Studien noch einmal hinauschieben? Dies ließ schon die Tatsache, daß sie – auf Umwegen – inzwischen zu wirken begonnen und eben ihre ersten Dialogpartner gefunden haben, nicht ratsam und sinnvoll erscheinen. So mögen sie denn ans Licht treten, wie sie heute aussehen: breit unterfangen, handwerklich sauber (wie ich hoffe) gefügt, aber ohne den Oberbau, auf den sie hinstreben, vielleicht gedrungen wirkend: ein *opus imperfectum*. Ob es einmal vollendet werden kann, muß die Zukunft lehren.

VORWORT ZUR 2. AUFLAGE

HANNS FISCHER hat mit seinen „Studien zur deutschen Märendichtung“ der germanistischen Spätmittelalterforschung ein Erbe hinterlassen, das auch nach nunmehr 14jähriger Nutzung keinem Wertverlust unterlag. Die Wirkung dieses epochalen Werkes ist inzwischen nahezu unüberschaubar. Es hat seit seinem Erscheinen nicht nur Hunderte von Beiträgen auf dem engeren Gebiet der Märenüberlieferung angeregt, es beeinflusst zudem wie kaum eine andere Arbeit unmittelbar oder doch mittelbar weite Bereiche der germanistischen Spätmittelalterforschung bis heute. Selbst die kritischen Einlassungen zu diesem *opus imperfectum*, wie es sein Urheber mit genauem Augenmaß selbst bezeichnet hat, bestätigen nur seinen dauerhaften Wert. Angesichts dieser Bedeutung wundert der Wunsch nach einer Neuauflage nicht.

Mehrere Gründe haben mich dazu bewogen, den Darstellungsteil – die stillschweigende Tilgung verstreuter Druckfehler und vereinzelter Versehen abgerechnet – unangetastet zu lassen. Aus dem Blickwinkel der Wissenschaftsgeschichte spricht alles dafür, daß die Fischerschen „Studien“ als forschungsgeschichtliches Dokument von wegweisendem Rang in ihrer ursprünglichen Konzeption erhalten bleiben. Auch wage ich zu bezweifeln, ob durch die Einarbeitung der umfangreichen neueren Literatur zur Märendichtung die klare Konzeption dieses Werkes zu seinem Vorteil verändert werden kann. Die anregende Faszination, die von Fischers Grundlagenarbeit ausgeht, führt sich ja nicht zuletzt auf den Mut zurück, für den behandelten Gegenstand trotz seiner Komplexität – der sich H. Fischer aufgrund seiner genauen Detailkenntnisse wie kein anderer bewußt war – prägnante Grundlinien herauszuarbeiten. Nicht zuletzt hielt mich auch die intensive Rezeption der 1. Auflage in der Forschungsliteratur davon ab, Veränderungen am Seitenspiegel des Darstellungsteils vorzunehmen; sie hätten die Benützung dieser Beiträge auf der Grundlage einer veränderten Neuauflage erheblich erschwert.

Trotz Beibehaltung des Seitenspiegels (S. 1–279) waren an einigen wenigen Stellen Retuschen aus sachlichen Gründen unumgänglich. So habe ich zwar trotz der aufgeflamnten und von Fischer (S. 63) vorausgesehenen Diskussion nicht in das „Gesamtverzeichnis der Mären“ (S. 65–71) eingegriffen, doch war als Nr. 220 ›DIE DIENSTMAGD‹ nachzutragen. Es steht m. E. völlig außer Zweifel, daß bei diesem seinerzeit offenkundig übersehenen Denkmal – ungeachtet seiner fragmentarischen Überlieferung – ein Märe im Sinne von Fischers Definition vorliegt. Um die inzwischen fest eingebürgerte Zählung des Fischerschen Märeninventars nicht zu stören, habe ich das Werk im Anschluß an die „Kleineren Fragmente“ unter der Bibliographienummer B 150h angefügt. – Im Zusammenhang mit der Abgrenzung zwischen Märe und Roman war es notwendig, auch auf ‚Die Heidin II‘ hinzuweisen (S. 76 und Anm. 175^a). Ähnlich liegt der Fall beim Nachweis illustrierter Märenhandschriften (S. 243 Anm. 103), deren Zahl sich um zwei Zeugen erhöht. – Schließlich dienen einige Addenda in den Anmerkungen dazu, der Gefahr von Fehlinformationen vorzubeugen.¹ Alle Nachträge in den Anmerkungen sind in eckige Klammern gesetzt. Aus verlegerischen Gründen wurde in die zahlreichen Textzitate nicht eingegriffen, wenn inzwischen neuere Ausgaben vorliegen; hier hätten die Änderungen in keinem Verhältnis zu den Kosten gestanden.

Der Problematik eines solchermaßen konservierenden Verfahrens bin ich mir voll bewußt. Ich denke jedoch, daß die Gefahren, die daraus – insbesondere für einen Teil der Autorenartikel (S. 145–205) – erwachsen könnten, durch die völlig neubearbeitete „Systematische For-

¹ Etwa wenn auf S. 18 Anm. 47 die seinerzeit noch ausstehende 2. Auflage von NGA I beklagt wird. Vgl. auch entsprechende Nachträge auf S. 21 Anm.*, 22 Anm.*, 24 Anm. 60, 25 Anm. 62, 28 Anm. 65, 40 Anm. 42, 42 Anm. 50, 75 Anm. 170 (Nr. 23: neue Kaufinger-Ausgabe; auch S. 77 Anm. 179), 201 Anm. 280. Nachgetragen wurden Angaben zu S. 76 Anm. 177, 180 Anm. 162, 189 Anm. 215, 195 Anm. 247, 242 Anm. 96. Im Zwingäuer-Artikel (S. 205, 4. Z. v. o.) mußte die neue Handschriften-Sigle (B statt B^a) eingefügt werden (vgl. dazu S. 276 Anm. 3); die verschollene Handschrift des ›HERZOG VON BRAUNSCHWEIG‹ (B 8; vgl. S. 190 Anm. 220 und S. 58 Anm. 130) bzw. ein Zeuge der ›KÖNIGIN VON FRANKREICH‹ (B 116) und der gleichfalls verschollene Druck der ›BAUERNHOCHZEIT‹ (B 10; vgl. S. 243, 6. Z. v. o.) sind inzwischen gefunden, und die Überlieferungszeugen der ›KÖNIGIN VON FRANKREICH‹ haben sich um 2 erhöht (S. 278, 7. Z. v. o.). Durch den erwähnten Nachtrag der ›DIENSTMAGD‹ wurden Änderungen notwendig auf S. 71 (6. Z. v. o.), 72 (1. Z. v. o.), 94 Anm. 3, 100 Anm. 11, 278 (4. Z. v. o.).

schungsbibliographie zur Märendichtung“ gebannt werden. Diese Bibliographie ist bis Ende 1981 fortgeführt. Vor allem aber sind die Forschungen nicht mehr alphabetisch, sondern chronologisch aufgelistet. (Ansonsten bleibt der Aufbau der bibliographischen Artikel beibehalten.) Diese neue Reihenfolge erlaubt es, die Forschungsgeschichte zu den einzelnen Denkmälern leichter als bislang zu verfolgen. Auch eröffnet das jetzige Verfahren die Möglichkeit, zu einem späteren Zeitpunkt den bibliographischen Teil vom vorliegenden Werk abzutrennen und ihn als einfach zu aktualisierende Bibliographie fortzuführen. Die genannte Umstellung hatte freilich zur Folge, daß alle Verweisungen des Darstellungsteils auf Bibliographienummern entsprechend der neuen Reihenfolge geändert werden mußten.

Die bibliographische Aufarbeitung der umfangreichen Forschungsliteratur zur Märendichtung wurde durch Hans-Joachim Ziegeler entscheidend gefördert. Er hat in liberaler Uneigennützigkeit die bibliographischen Recherchen zu seiner Dissertation² in die Forschungsbibliographie der Fischerschen Märenstudien eingebracht. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle nachdrücklich gedankt. Ein Desiderat bleibt vorerst eine angemessene bibliographische Erfassung der Stoff- und Motivgeschichte, die bei H. Fischer entsprechend der Konzeption seiner „Studien“ eher eine Randstellung einnimmt, der aber auf der Grundlage neuer Frageansätze in der Erzählforschung inzwischen wieder ein höherer Stellenwert zukommt. Die systematische Berücksichtigung des stoff- und motivgeschichtlichen Aspekts hätte jedoch nicht nur die Zielsetzung der Fischerschen „Studien“ merklich tangiert, auch die Drucklegung der Neuauflage wäre erheblich verzögert worden. Der zuletzt genannte Gesichtspunkt ist übrigens auch der Grund dafür, daß die systematische Nennung von Arbeiten, in denen Sammelhandschriften mit Märenüberlieferung ohne ausführlichen Bezug auf diese Texte behandelt werden, vorerst aufgeschoben werden mußte. Andererseits bietet H. Fischer in seinem Darstellungsteil eine solche Fülle an Beobachtungen zur handschriftlichen Überlieferung, daß ich mich entschlossen habe, diese versteckten, aber nicht selten über die spezielle Märenforschung hinausreichenden (expliziten) Informationen durch ein ergänzendes Register (S. 554–556) zugänglich zu machen.

² Erkenntnis und Identifikation. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. Diss. [Masch.] Tübingen 1982.

Mein Beitrag zur Neuauflage der „Studien zur deutschen Märendichtung“ möchte deren Aktualität als Handbuch sichern. Der wissenschaftliche Rang, der diesem Werk auch ohne Aktualisierung zukommt, ist die Leistung von HANNS FISCHER.

J. J.

Grundlinien einer Geschichte der Märenforschung¹

Die novellistische Kleinerzählung in Reimpaarversen² – in diesem Buche im Interesse terminologischer Eindeutigkeit konsequent „Märe“³ genannt – ist, soweit wir bis heute wissen, eine Schöpfung des frühen 13. Jahrhunderts. Als eine der vitalsten Gattungen des späteren Mittelalters bewahrte sie ihre Lebenskraft durch mehr als drei Jahrhunderte hindurch bis an die Schwelle der Neuzeit und verschwand erst mit Hans Sachs, dem Erbwalter des Mittelalters in dreizehnter Stunde, endgültig von der Bildfläche der deutschen Literatur. Zur selben Zeit erlebten einzelne lange vergessene Denkmäler bereits ihre gelehrte Wiederentdeckung. Für die Märendichtung aber begann eine mehr als zweihundertjährige Hibernationszeit, aus der sie, wie so viele andere Zeugen unserer literarischen Vergangenheit, erst die romantische Mittelalterbegeisterung erweckte.

Die wissenschaftliche Neuentdeckung des Märes – trotz der Beteiligung mancher anderer Gelehrter in der Hauptsache das Werk und das Verdienst FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGENS und JOHANN GUSTAV BÜSCHINGS – fand ihre erste provisorische Dokumentation 1812 in dem von diesen beiden

¹ Hinweis für den Leser: Über das rationalisierte Zitiersystem dieses Buches gibt die Vorbemerkung zu Teil VII (S. 280f.) Auskunft. Die für häufig zitierte Ausgaben und Abhandlungen verwendeten Siglen und Kurztitel sind mit Hilfe der Liste S. 282–285 aufzulösen, die Siglen und Kurzbezeichnungen für Handschriften (gerade gesetzt: Siglen NIEWÖHNERs im NGA; kursiv gesetzt: Siglen FISCHERs in FM) mit Hilfe der anschließenden Liste S. 285–292 (Cgm. und Cpg. siehe unter München bzw. Heidelberg). Die Betitelung der Fabliaux folgt NYKROG (nicht den jeweiligen Textausgaben). Längere Zitate, die direkt (d. h. nicht auf dem Umweg über eine gedruckte Mitteilung) aus Handschriften stammen, sind wie folgt eingerichtet: Auflösung der Abbrüviaturen, Ausgleich *ij*, *v/u*, Groß-/Kleinschreibung, Interpunktion.

² Diese stark vereinfachte Kennzeichnung soll lediglich einer vorläufigen Verständigung über den Forschungsgegenstand dieses Buches dienen. Eine ausführliche Diskussion des Gattungsbegriffs bringt das 2. Kapitel.

³ Vgl. dazu S. 31.

Männern herausgegebenen ‚Literarischen Grundriß‘, ihre abschließende 1850 in der dreibändigen Sammelausgabe des ‚Gesamtabenteuers‘. Der von diesen beiden Jahreszahlen eingegrenzten Frühgeschichte der Märenforschung war indessen bereits eine längere Vorgeschichte vorausgegangen, in deren Verlauf an verstreuten Orten die ersten Nachrichten über einzelne Mären oder Märenhandschriften und vereinzelt sogar Textabdrucke auftauchen. Den Anfang macht kurioserweise ein Außenseiter, der Theologe GEORG LITZEL (MEGALISSUS), der 1730 den ›PFAFFEN IN DER REUSE‹ nach einer ihm gehörigen Handschrift (c) unter dem Titel ‚Der verliebte Pfaffe‘ drucken ließ.⁴ Der um die Wiederentdeckung des spätmittelalterlichen Fastnachtspiels so hochverdiente JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED ging am Märe achtlos vorüber, obwohl er z. B. die Dresdener Rosenplüthandschrift (D) benützte, wie aus einer Bemerkung im ‚Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst‘ I, Leipzig 1757, S. 11 hervorgeht.⁵ Dagegen ist sein Schweizer Widerpart JOHANN JACOB BODMER wenigstens indirekt an einer frühen Märenpublikation beteiligt. Von seiner Hand nämlich stammt die 1756/57 genommene Abschrift⁶ der Straßburger Kleinpik-Handschrift (S), aus der der Berliner Gymnasialprofessor CHRISTOPH HEINRICH MYLLER in seiner ‚Samlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert‘ (A I, 1) Konrads von Würzburg ›HERZMÆRE‹, den ›RITTER UNTER DEM ZUBER‹ (in Band I, 1784), weiterhin (in der Einleitung zu Band 3, nach 1785) ›KERBELKRAUT‹, ›ARISTOTELES UND PHYLIS‹, ›HALBE BIRNE A‹, ›HÄSLEIN‹ und ›AUGE‹ bekanntmachte. Dieselbe 1870 verbrannte Handschrift benützte JEREMIAS JACOB OBERLIN für seine ‚Diatribes de Conrado Herbipolita vulgo Meister Kuonze von Würzburg saeculi XIII phonasco Germanico‘ Straßburg 1782 (B 73, 1), wo auch Konrads Kleindichtungen, soweit damals bekannt, erwähnt und 129 Verse aus der ›HALBEN BIRNE‹ gedruckt sind. In diese Zeit fällt der erste Hinweis auf die Wiener Kleinpik-Handschrift Cod. 2885, die JOHANN CHRISTOPH ADELUNG 1784 in seinem ‚Magazin für die deutsche Sprache‘ (Band 3, S. 72) kurz vorstellte. Seinem Neffen FRIEDRICH ADELUNG verdankt die Wissenschaft die erste ausführlichere Kunde von der reichsten und wichtigsten aller erhalten gebliebenen Novellistik-Handschriften, dem damals noch im römischen Exil befindlichen Heidelberger Cpg. 341 (Altdeutsche Gedichte in Rom oder fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vati-

⁴ Vgl. CH. G. JÖCHERS ‚Allgemeines Gelehrten-Lexikon‘ Bd. 3. Leipzig 1810. S. 1976.

⁵ S. BRANDIS S. 47.

⁶ S. G. A. WOLFF, B 74, 3, S. XC.

kanischen Bibliothek. 1799). Zwei weitere Texte, ›FRAUENTREUE‹ und ›TREUE MAGD‹, veröffentlichte 1799 der von Lessing beeinflusste JOHANN JOACHIM ESCHENBURG⁷ aus einer ihm gehörigen mittelniederdeutschen Handschrift (b³) in seinen ‚Denkmälern altdeutscher Dichtkunst‘,⁸ während in DAVID FRIEDRICH GRÄTERS ‚Bragur‘ seit 1797 nacheinander Hans Rosenplüts ›KNECHT IM GARTEN‹ nach der Bamberger Inkunabel (in Band 5, 1797), der ›SPERBER‹ (in Band 6, 1798), die ›WETTE‹ und ›BERCHTA‹ (in Band 7, 1802) erschienen. In Band 6 (S. 142–144) findet sich zudem die erste ausführliche Inhaltsangabe des Wiener Codex 2885. Notieren wir noch, daß in CANZLERS und MEISSNERS Quartalschrift ‚Für Aeltere Litteratur und neuere Lektüre‘ I (1783) eine Modernisierung von ›ALEXANDER UND ANTELOIE‹ nach der Dresdener Handschrift M 42 und ebenda der alte Text des ›BILD-SCHNITZERS VON WÜRZBURG‹ (nach D) zu lesen war, und erwähnen wir daneben die verstreuten Mitteilungen über Mären und Märendichter, die VON DER HAGEN, BÜSCHINGS und B.J.DOCENS ‚Museum für altdeutsche Literatur und Kunst‘ 1809–11 brachte (in Band 1 z.B. über Konrads von Würzburg ›HEINRICH VON KEMPTEN‹ und über Heinrich Kaufringer, in Band 2 über Hans Folz), so ist der Stand der Märenkenntnis vor dem Jahre 1812 in seinen wichtigsten Grundzügen bereits umschrieben.

Daß sich hinter diesem Stückwerk überhaupt schon für irgend jemanden die Existenz einer Gattung „Märe“ abzeichnete, deren Sammlung ihm als eine lohnende und notwendige wissenschaftliche Aufgabe hätte erscheinen können, ist unwahrscheinlich. Für VON DER HAGEN und BÜSCHING jedenfalls kam der Anstoß zu ihrem Plan einer umfassenden Textheuristic und Textausgabe von außen – das ist im ‚Gesamtabenteuer‘ (I, S. XXXVI) unverhohlen ausgesprochen –, nämlich von M. MÉONS Neubearbeitung der alten BARBAZANSCHEN Fabliaux-Edition im Jahre 1808 (nicht 1811, wie VON DER HAGEN angibt).⁹

In Frankreich¹⁰ hatte bereits vor der Mitte des 18. Jahrhunderts Graf DE CAYLUS sein Interesse der alten kleinepischen Dichtung, insbesondere in ihrer schwankhaften Ausprägung, dem Fabliau, zugewandt und davon in

⁷ Vgl. M. PIRSCHER, Johann Joachim Eschenburg. Ein Beitrag zur Literatur- und Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Diss. Münster 1960.

⁸ „Seinen und der vaterländischen Dichtkunst ehrwürdigsten Freunden Gleim und Klopstock gewidmet“ [!].

⁹ „Die bekannte Sammlung Altfranzösischer Fabliaux et Contes von Barbazan ... erschien damals (1811) durch Méon ... vermehrt und besser ausgestattet, und forderte so zu unserer Altdeutschen Sammlung auf.“

¹⁰ Ich stütze mich für die Bemerkungen zur Geschichte der Fabliaux-Forschung auf die wissenschaftsgeschichtliche Skizze bei NYKROG S. VII–LV.

einem vielbeachteten Vortrag vor der Académie des Inscriptions et Belles Lettres 1746 Zeugnis abgelegt. Dieser Vortrag, 1753 als ‚Mémoire sur les Fabliaux‘ in Paris gedruckt, ging mit seiner Grundsubstanz in den Artikel ‚Fabliau‘ der ‚Grande Encyclopédie‘ (Band 6, 1756) ein und inspirierte den gelehrten Bibliothekar E. BARBAZAN zu seiner Sammlung ‚Fabliaux et Contes des Poètes françois des XII, XIII, XIV, et XV^{es} siècles, tirés des meilleurs auteurs‘, die 1756–60 erschien und bereits ein Drittel der heute bekannten anderthalb hundert Fabliaux enthielt. Naturgemäß blieb die Kenntnis dieser Sammlung auf einen Kreis von Gelehrten beschränkt, die des Altfranzösischen kundig waren, doch gelang es wenig später dem Jesuitenpater J. B. LEGRAND D’AUSSY, dem Fabliau Eingang in das Tagesgespräch der literarischen Cercles zu verschaffen. 1779–81 veröffentlichte er sein vierbändiges Werk ‚Fabliaux ou Contes, Fables et Romans du XII^e et du XIII^e siècle‘ – die alten Texte sind darin teils übersetzt, teils nacherzählt oder resümiert, in jedem Falle aber sorgfältig purgiert –, das ein solcher Erfolg wurde, daß es noch 1781 nachgedruckt werden mußte und nicht nur mehrere englische sondern auch eine deutsche Übertragung¹¹ erlebte. Inzwischen hatten sich die Mittelalterstudien in Frankreich so weit vervollkommnet, daß man daran denken konnte, den etwas verfrühten BARBAZANSCHEN Versuch in größerem Maßstabe und mit gründlicheren Kenntnissen zu wiederholen. So entstand die 1808 publizierte erweiterte und revidierte Neuauflage, in der M. MÉON durch Heranziehung bisher ungenutzter Handschriften die Zahl der Texte auf 130, darunter 77 Fabliaux, erhöhte.

Diese Sammlung – nun bereits die Hälfte des Fabliaux-Bestandes enthaltend – also war es, die in VON DER HAGEN und BÜSCHING den Wunsch erweckte, es den welschen Nachbarn gleich-, wo nicht zuvorzutun. Ganz folgerichtig begannen sie mit heuristischen Vorarbeiten, deren erste Ergebnisse sie im Abschnitt B („Kürzere Erzählungen theils ernsthafte, ritterliche, theils Novellen-artige, komische und Schwänke“) S. 303–368 ihres ‚Literarischen Grundrisses zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert‘ vorlegten. Dort findet man, in 23 Nummern unterteilt, sowohl Angaben zu Überlieferung und Druckstellen einzelner Denkmäler als auch ausführliche Inhaltsverzeichnisse der bis dahin

¹¹ CH. A. LÜTKEMÜLLER, Erzählungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, mit historischen und kritischen Anmerkungen. Halle 1795–98 [Nachweis bei H. FROMM, Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700–1948. Bd. 4. Bader-Baden 1951. Nr. 14760. Ein Exemplar davon scheint in Deutschland nicht mehr zu existieren; alle meine Bemühungen darum blieben erfolglos].

bekannt gewordenen Märenhandschriften, der Straßburger (S), der Heidelberger (H), der Wiener (w) und – als zwar nicht neuentdeckter, aber doch erstmals erschlossener neuer Quelle – der Dresdener Handschrift M 68 (d).

Damit war ein tauglicher Grundstock an heuristischer Information geschaffen. Nun ging es – nach der Weise damaliger Editoren – an das Sammeln von Abschriften oder – soweit schon vorliegend – von Abdrucken.¹² Mit welcher Mühe (und mit welchen Kosten) das verbunden war, mag man daraus ermessen, daß allein die große Heidelberger Handschrift (H), von der sich BÜSCHING bald nach ihrer Rückkehr aus der vatikanischen Gefangenschaft durch den Breslauer Archivbeamten F. JARICK eine vollständige Abschrift¹³ machen ließ, an die 60000 Zeilen enthält (die kleine Dresdener M 68, die BÜSCHING selbst abschrieb,¹⁴ hat immer noch gegen 13000!).

In den folgenden zwei Jahrzehnten wuchs die Sammlung kräftig heran, nicht zuletzt dank der editorischen Tätigkeit anderer Gelehrter und Literaturfreunde, die sich allenthalben regte. So stellten die ‚Altdeutschen Wälder‘ (1812–16) JACOB und WILHELM GRIMMS drei Texte¹⁵ ans Licht: die ›TREUEPROBE‹ und den ›HOHLEN BAUM A‹ nach der hier erstmals ausgewerteten Gothaer Handschrift (g¹), dazu den ›SCHWANRITTER‹ Konrads von Würzburg. Die Auswahlgabe aus der von M. G. KOVACHICH 1811 aufgefundenen, 1813 im 4. Band von F. SCHLEGELS ‚Deutschem Museum‘¹⁶ vorgestellten Kalocsaer Handschrift durch JOHANN NEPOMUK Grafen MAILÁTH¹⁷ und J. P. KÖFFINGER (unter Mithilfe von MAX SCHÖTTKY) (A I, 2) förderte 1817 deren acht zutage: ›DER WIENER MEERFAHRT‹, ›FRAUENTURNIER‹, ›FRAUENLIST‹, ›REIHER‹, ›HALBE DECKE A‹, ›SCHLEGEL‹, ›HEIDIN B‹, ›FRAUENTREUE‹. Den reichsten Zuwachs aber brachte die Veröffentlichung¹⁸ der Donaueschinger Handschrift Nr. 104 (der sog. ‚Liedersaal‘-Handschrift)¹⁹ durch JOSEPH VON

¹² Für Einzelheiten vgl. VON DER HAGENs Bericht über „Vorgänger und Mitarbeiter“ GA I, S. XXXV–XLVIII.

¹³ Heute Berlin Mgf. 455.

¹⁴ Seine Abschrift heute Berlin Mgf. 375.

¹⁵ Als vierten den Text des ‚Weinschwelgs‘.

¹⁶ S. 404–440: ‚Beschreibung einer pergamentenen Handschrift, enthaltend das Gesamt-Abentheuer von Konrad von Würzburg‘. – Die waghalsige Zuschreibung der fast 200 Stücke an Konrad von Würzburg zeigt, wie großzügig man damals noch mit Verfasserschaftsproblemen umging (und wie hilflos man ihnen gegenüberstand).

¹⁷ MAILÁTH hat später (1819) bei Cotta unter dem Titel ‚Auserlesene altdeutsche Gedichte‘ auch noch eine modernisierte Auswahl von 25 Nummern herausgebracht.

¹⁸ Im gleichen Jahrzehnt erschienen noch die Editio princeps des ›PETER VON STAUFENBERG‹ durch CH. M. ENGELHARDT (1823; B 26,2), der ›BAUERNHOCHZEIT‹ (1827) und der ›KÖNIGIN VON FRANKREICH‹ (1829) durch E. G. GRAFF (B 10,2 und 116,1).

¹⁹ Den Titel ‚Liedersaal‘ gebrauchte LASSBERG selbst nicht für seine Kleinepik-Hand-

LASSBERG 1820–25 (A I, 3) mit ihren 28 Märentexten, unter denen sich nicht wenige bisher völlig unbekannte Stücke befanden. Dies war (nach S, H, w, d und K) die sechste große Sammelhandschrift, die der Forschung bekannt und zugänglich wurde. Ihr folgte – damit wir unseren Überblick über die Entdeckungsgeschichte der wichtigsten handschriftlichen Quellen²⁰ zum Abschluß bringen – noch die als Abkömmling (oder nahe Verwandte) des Wiener Codex 2885 textlich weniger interessante, aber als einzige illuminierte Mären-Sammlung bedeutsame Innsbrucker Ferdinandeums-Handschrift (i), die A. EMMERT 1836 in MONES ‚Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit‘ (Band 5) beschrieb, und schließlich als Nachzügler die Karlsruher Handschrift 408 (k), die anscheinend erst von ADELBERT VON KELLER entdeckt, jedenfalls zum ersten Male von ihm (für seine ‚Erzählungen aus altdeutschen Handschriften‘ 1855) benutzt wurde.

Man hätte denken sollen, daß nach all diesen Vorarbeiten das geplante ‚Gesamtabenteuer‘ spätestens zu Beginn der dreißiger Jahre hätte erscheinen können. Im Jahre 1829 jedoch starb BÜSCHING, der augenscheinlich von Anfang an die größere Last dieser Unternehmung getragen hatte, und VON DER HAGEN war viel zu sehr mit der Drucklegung seiner ‚Minnesinger‘ – begonnen im Frühjahr 1826 – beschäftigt, um der unvollendeten Kleinpik-Ausgabe große Aufmerksamkeit zu widmen. Erst nachdem jenes Werk 1838 vollends ausgedruckt war, wandte sich der Vielgeschäftige wieder dem ‚Gesamtabenteuer‘ zu, wobei sich die Arbeit im wesentlichen auf ein Zusammenredigieren des bereits vorliegenden Materials beschränkt haben dürfte. Jedenfalls zeigen sich kaum Spuren einer Benützung der inzwischen erschienenen und während des Drucks, der sich von 1840 bis 1850 hinzog, noch erscheinenden Textausgaben anderer Gelehrter.²¹ Der Fortschritt der

schrift Nr. 177 (jetzt Donaueschingen Hs. 104), sondern für seine Editionsreihe, deren erste drei Bände der Abdruck dieser Handschrift füllt; im vierten folgte dann der Erstdruck der Nibelungen-Handschrift C; ein fünfter sollte ‚Sigenot‘, ‚Ecke‘, Konrads von Fussesbrunnen ‚Kindheit Jesu‘ und anderes enthalten (s. Briefe des Freiherrn Joseph von Lassberg an Jacob Grimm. Hrsg. von A. LEITZMANN. BSB 33, 1931, S. 1099), ist aber nicht mehr erschienen. Es mag hier noch angemerkt werden, daß LASSBERG 1844 beabsichtigte, mit Unterstützung seiner Schwägerin Annette von Droste eine hochdeutsche Bearbeitung des ‚Liedersaals‘ zu veranstalten; vgl. ihren Brief an Levin Schücking vom 8. Januar 1844 (Briefe von Anette von Droste-Hülshoff an Levin Schücking. Hrsg. von R. C. MUSCHLER. Leipzig 1928): „Laßberg will jetzt, daß ich seinen ‚Liedersaal‘ – heißt nicht so? – verhochdeutschen soll, und zwar unter seinen Augen ... oder ich lasse die ganze Arbeit, die mir doch nicht sonderlich ansteht, auf der langen Bank liegen.“

²⁰ Der Überlieferungskomplex der Rosenplüt-Gruppe ist beiseite gelassen.

²¹ Ich stelle den editorischen Ertrag der zwei Jahrzehnte zwischen 1830 und 1850 –

Wissenschaft war wie in textkritischer so auch in heuristischer Hinsicht am ‚Gesamtabenteuer‘ vorbeigegangen.

Im Jahre 1850 also erschien – als letztes größeres Opus des damals bereits Siebzigjährigen – das lange erwartete ‚Gesamtabenteuer‘, so benannt nach der Registerüberschrift der Kalocsaer Handschrift²² und dann vom Herausgeber in einer romantischen Anwendung auf das eigene „vielgestaltige Abenteuer“ dieser Ausgabe, das „ritterlich zu bestehen war“, bezogen.²³ Die zünftige germanistische Wissenschaft, zu deren Sprecher sich vor allem FRANZ PFEIFFER machte, hat, wie man weiß, das ‚Gesamtabenteuer‘ nicht eben günstig aufgenommen. Der hauptsächliche Angriffspunkt war die „unkritische“ Gestalt der Texte – E. SCHRÖDER hat sie später einmal für den ›HEINRICH VON KEMPTEN‹ „wahrhaft scandalös“²⁴ genannt –, und auch wer heute unter gebührender Subtraktion der schulbedingten Verärgerung über den Mann, „für den Lachmann und Haupt nie gewirkt haben“,²⁵ die

VON DER HAGEN hat ihn übrigens im ‚Quellenverzeichnis‘ des dritten ‚Gesamtabenteuer‘-Bandes recht gewissenhaft verzeichnet – in aller Kürze in annalistischer Form zusammen:

1830 ›SPERBER‹ (F. J. MONE; B 125,2). – 1833 ›BUSSARD‹, ›KÖNIGIN VON FRANKREICH‹, ›NACHTIGALL A‹, ›RITTER UNTER DEM ZUBER‹ (N. MEYER – E. F. MOOYER, A 1,4). – 1835 Stricker ›DREI WÜNSCHE‹ (W. WACKERNAGEL; B 127p,1). – 1836 ›ALEXANDER UND ANTELOIE‹ (M. HAUPT; B 2,1); ›BERCHTA‹ (M. HAUPT; B 14,2); ›DULCEFLORIE‹ (A. H. HOFFMANN VON FALLERSLEBEN; B 25,1); ›FRAUENTREUE‹ (A. H. HOFFMANN VON FALLERSLEBEN; B 25,1); ›KOBOLD UND EISBÄR‹ (F. J. MONE; B 70,1). – 1838 Konrad von Würzburg ›HEINRICH VON KEMPTEN‹ (K. A. HAHN; B 73a,3). – 1839 Stricker ›DER KLUGE KNECHT‹, ›DER ARME UND DER REICHE KÖNIG‹, ›MARTINSNACHT‹ (K. A. HAHN; B 127,2); ›HELMBRECHT‹ (J. BERGMANN; B 139,2). – 1840 ›BAUERNHOCHZEIT‹, Konrad von Würzburg ›HERZMÆRE‹, Rosenplüt ›KNECHT IM GARTEN‹ (C. HALTAUS; A 1,5); ›FRAUENTURNIER‹ (H. LEYSER; B 39,1). – 1841 Herrand von Wildonie ›DER BETROGENE GATTE‹, ›DIE TREUE GATTIN‹ (J. BERGMANN; B 61,2); ›BÖSE FRAU‹ (J. BERGMANN; B 31,2). – 1842 ›DER WIENER MEERFAHRT‹ (K. SCHÄDEL; B 41,1). – 1844 ›HELMBRECHT‹ (M. HAUPT; B 139,3). – 1845 ›ALEXANDER UND ANTELOIE‹, ›DULCEFLORIE‹, ›DES MÖNCHES NOT‹ (F. PFEIFFER; B 2,2); ›HALBE BIRNE A‹ (BETHMANN; B 74,1); ›DIEB VON BRÜGGE‹ (G. W. DASENT; B 23,1). – 1846 Konrad von Würzburg ›HERZMÆRE‹ (F. ROTH; B 73b,1). – 1848 ›KOBOLD UND EISBÄR‹ (W. WACKERNAGEL; B 70,2); ›DIE ALTE MUTTER‹ (M. HAUPT; B 133,1); ›PYRAMUS UND THISBE‹ (M. HAUPT; B 98,1). – 1849 ›PETER VON STAUFENBERG‹ (F. CULEMANN; B 26,3); ›DER GESTOHLENE SCHINKEN‹ (F. PFEIFFER; B 110,1); ›SCHNEEKIND A‹ (F. PFEIFFER; B 113,1); Stricker ›DER UNBELEHRBARE ZECHER‹ (F. PFEIFFER; B 127q,1). – 1850 ›KAISER LUCIUS' TOCHTER‹ (F. H. VON DER HAGEN; B 66,1); ›MORIZ VON CRAÛN‹ (H. F. MASSMANN; B 87,2).

²² Vgl. dazu H. NIEWÖHNER, A II, 10, S. 180; dort auch zum Wort „Gesamtabenteuer“.

²³ GA I, S. X.

²⁴ B 73a,1, S. VIII.

²⁵ E. SCHRÖDER, ebenda S. VII.

außerordentlich sachkundige²⁶ Rezension PFEIFFERS in den Münchner ‚Gelehrten Anzeigen‘ (1851) studiert, kann nicht umhin, den Kritikern weithin beizupflichten. Was VON DER HAGEN bietet, verdient in der Regel wirklich nicht den Namen „kritischer Text“ (im Sinne der klassischen Textkritik): es sind meist in ihrer äußeren Gestalt auf ein „klassisches Mittelhochdeutsch“ hin normalisierte Handschriftenabdrucke, zu denen in den Anhängen reichlich unsystematisch (und oft auch unzuverlässig) Lesarten mitgeteilt werden.

Ein zweiter wunder Punkt – damals allerdings weniger schwer genommen – war die mangelnde Vollständigkeit der Sammlung. Es wäre doch für eine Ausgabe, die den programmatischen Titel ‚Gesamtabenteuer‘ trug, sinnvoll, ja notwendig gewesen, alle damals bekannten Texte des Sammelgebiets zum Druck zu bringen. Überprüft man die Vollständigkeit nur an den Mären im engeren Sinne, die damals bereits gedruckt vorlagen,²⁷ so vermißt man nicht weniger als 22 Stücke: ›ALEXANDER UND ANTELOIE‹, ›BAUERNHOCHZEIT‹, ›DER BETROGENE BLINDE‹, ›DIEB VON BRÜGGE‹, ›DULCEFLORIE‹, ›EHREN UND HÖHNEN‹, ›BÖSE FRAU‹, ›DREI BUHLERISCHE FRAUEN‹, ›GEVATTERINNEN‹, ›HARM DER HUND‹, ›KOHLEN‹, ›DER ARME UND DER REICHE KÖNIG‹, ›PETER VON STAUFENBERG‹, ›PFAFFE IN DER REUSE‹, ›PYRAMUS UND THISBE‹, ›DER GESTOHLENE SCHINKEN‹, ›SCHWANRITTER‹, ›WETTE‹, ›GEZÄHMTE WIDERSPENSTIGE‹, ›DREI WÜNSCHE‹, ›DER UNBELEHRBARE ZECHER‹, ›ZAHN‹. Gar nicht zu reden davon, daß alle Mären des 15. Jahrhunderts, ja selbst die des ja noch an das Ende des 14. Jahrhunderts gehörenden Heinrich Kaufringers ohne ersichtlichen Grund völlig übergangen wurden. Welche Mühe hat sich VON DER HAGEN auf der anderen Seite gegeben, die Zahl Hundert, „die bei solchen Geschichten und Fabeln altherkömmlich“,²⁸ zu erfüllen, und wo hat er dabei nicht überall Anleihe genommen!

²⁶ PFEIFFER hatte sich bereits um 1840, noch als Student, den Cpg. 341 zu großen Teilen abgeschrieben und sich im Laufe der Zeit die Varianten der Parallelüberlieferung dazu eingetragen. Aus diesem Handexemplar schöpfte er sein Material für die Kritik am ‚Gesamtabenteuer‘ wie auch für seine einschlägigen Editionen. Noch H. LAMBEL hat es für seine ‚Erzählungen und Schwänke‘ (A I, 10) benützt (vgl. G. ROSENHAGEN, A I, 11, S. II).

²⁷ Ein kurioser Sonderfall ist der des ›WIRTS‹. Von diesem Märe hatten VON DER HAGEN und BÜSCHING bereits im ‚Grundriß‘ (s. S. 4) die Verse 1–12. 563–582 zum Abdruck gebracht (nach einer eigenhändigen Abschrift des letzteren); trotzdem ist das Gedicht nicht ins ‚Gesamtabenteuer‘ eingegangen, wohl weil es VON DER HAGEN infolge seiner oberflächlichen Charakterisierung „eine unzüchtige Erzählung, worin ein Ritter der Tafelrunde bedeutend mit auftritt“ fälschlich unter Artusroman subsumierte.

²⁸ GA I, S. IX.

Das bringt uns auf den dritten grundsätzlichen Mangel: dem ‚Gesamtabenteuer‘ fehlt eine einheitliche Gattungskonzeption. Diese Kritik auszusprechen bedeutet nicht etwa, von VON DER HAGEN unbillig und unhistorisch unser modernes differenzierteres Gattungsverständnis zu verlangen. Im ‚Literarischen Grundriß‘ sind die verschiedenen kleinepischen Gattungen ganz gut auseinandergehalten. Warum hat dann VON DER HAGEN hier, anstatt sich auf die echten Mären zu beschränken, ein solches Sammelsurium von Mären, novellistischen Weltchronikepisoden, Bibel- und Mirakelerzählungen – einmal ganz abgesehen vom ‚Meister Irregang‘ (GA III, Nr. 56), der überhaupt nicht episch ist – kompiliert?²⁹ Der Grund dafür kann nirgends anders liegen als in dem zum Schluß in ungebührlicher Eile verwirklichten Bestreben, die klassische Hekatombe zu erfüllen, und ebenso in dem nicht minder skurrilen Wunsche, das ‚Gesamtabenteuer‘ als eine Art Cursus der Heilsgeschichte zu stilisieren, vom Sündenfall durch das sündige Weltleben zur Gnaden- erfahrung und Paradiesesahnung.³⁰

Die geschilderten Schwächen des ‚Gesamtabenteuers‘ haben mit der Zeit zu einem Verdammungsurteil³¹ geführt, das – obwohl sich die ganze Literaturgeschichtsschreibung bis in unsere Tage für die Versnovellistik an dieser Sammlung orientierte – immer wieder unbesonnen nachgesprochen wird. Diesem Verdikt gegenüber möchte ich – schon um der historischen Gerechtigkeit willen – meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß das ‚Gesamtabenteuer‘ (ebenso wie die ‚Minnesinger‘) den großen Leistungen der frühen Germanistik zuzurechnen ist, aber eben – dies ist der bei der Bewertung meist übersehene Anachronismus – der frühen Germanistik der vorlachmannschen Epoche. Für die Märenforschung bedeutet sein Erscheinen jedenfalls einen wichtigen Einschnitt. Die Sammeledition von (mit den vier Stücken der ‚Nachträge‘ in Band 3) immerhin 66 echten Mären –

²⁹ VON DER HAGEN selbst formuliert vage, daß seine Sammlung „gereimte Erzählungen des 12. bis 14. Jahrhunderts, meist in Mittelhochdeutscher Sprache und Dichtart“ enthalte (GA I, S. XXIII), doch schließt er alles Strophische, ferner „Lehr- und Spruchgedichte und Allegorien in Erzählungsweise“, dazu die Fabel aus; von den Legenden läßt er nur „volksmäßige“ zu, „die frei sind vom Anstrich der ‚Kanzelschmiere‘“ (ebenda S. XXIV).

³⁰ Man muß VON DER HAGEN allerdings zugute halten, daß er ja nicht ahnen konnte, daß die spätere Germanistik ihre Gattungsvorstellung aus Bequemlichkeit einfach auf den von ihm gebotenen (zufälligen) Textkanon stützen würde. Derselbe Effekt trat übrigens auch in Frankreich auf: „... les études faites sur les fabliaux dans la première moitié du XIX^e siècle montrent que le choix fait par les éditeurs fut senti comme une définition, car sous le titre de „fabliaux“ on y examine tous les genres compris dans ces grands recueils“ (NYKROG S. 14).

³¹ Einen „rohen wust“ nannte es M. HAUPT ZfdA 15 (1872) S. 255.

unter denen freilich entgegen VON DER HAGENS Versicherung auf dem Titelblatt „meist zum ersten Male gedruckt“ nur 26 Erstveröffentlichungen waren – setzt den Schlußpunkt unter die nahezu ausschließlich von heutistischen und editorischen Bemühungen bestimmte „Frühgeschichte“.

66 Mären, das bedeutete nun freilich nicht mehr als ein Drittel des tatsächlich erhaltenen Märenbestands – wieviele der Späteren, die ihre Vorstellung von dieser Gattung allein auf das ‚Gesamtabenteuer‘ gründeten, sind sich wohl darüber im klaren gewesen? –, das bedeutete, wenn wir hier noch einmal nach Frankreich hinüberblicken, einen Erschließungsstand, der der BARBAZANSCHEN Fabliaux-Sammlung von 1756–60 entsprach. Diese Feststellung erklärt, warum die nun beginnende, bis zur Empfängnisstunde der Idee eines ‚Neuen Gesamtabenteuers‘ (d. h. bis etwa zum Beginn des ersten Weltkriegs) reichende, dritte Periode der Märenforschung, die Periode „zwischen den beiden Gesamtabenteuern“, noch einmal einen beträchtlichen Teil ihrer Energie auf Primärerforschungsarbeiten wenden mußte. Den größten Zuwachs an neuen Texten brachte dabei die Nutzung der vorher unbekannt gebliebenen Karlsruher Handschrift (k) durch ADELBERT VON KELLER in seinen ‚Erzählungen aus altdeutschen Handschriften‘ (1855; A I, 8).³² Von ihnen gehörten einige noch in den „Gesamtabenteuer-Zeitraum“, also ins 13./14. Jahrhundert (z. B. ›BÖSE ADELHEID‹, ›PRELLER‹, ›STRIEGEL‹, ›DER SCHWANGERE MÜLLER‹), was z. T. durch Parallelüberlieferung in der Wiener Handschrift (w) erwiesen wird, die VON DER HAGEN nur ganz unvollkommen berücksichtigt hatte. In der Mehrzahl aber handelte es sich (und das gilt noch mehr für die von KELLER aus anderen Handschriften als k veröffentlichten Texte) um Mären des 15. Jahrhunderts, die – auf der Schattenseite des Klassik-Ideals der Grimm-Zeit stehend, dem sich auch VON DER HAGEN nicht hatte entziehen können und wollen – bis damals überhaupt noch nahezu unbeachtet geblieben waren. Hier war die „Nachlese“ vielfach noch eine erste Lese und trug entsprechend reiche Frucht, wie schon der 3. Band der KELLERSCHEN Fastnachtspielausgabe (A I, 7) von 1853 gezeigt hatte, der erstmals eine größere Zahl von Mären Rosenplüts und Folzens zugänglich machte (nachdem W. WACKERNAGEL bereits 1851 [B 30e, 1] einige Folz-Mären aus einem Kolmarer Sammelband alter Drucke mitgeteilt hatte). Kaum

³² Dem wohl allgemeinen Eindruck, daß die in dieser Sammlung beobachteten Editionsprinzipien auch kein besseres Prädikat verdienten als die des ‚Gesamtabenteuers‘, hat E. SCHRÖDER einmal in einer Miscelle (B 81, 1, S. 37) Ausdruck gegeben, wo er schreibt, die ›ZWEI MALER‹ seien durch KELLER „in seiner gewohnten Art schlecht und recht zum Abdruck gebracht“ worden.

weniger stattlich war die Ausbeute, die der 1888 von KARL EULING (B 67,2) erschlossene Kaufringer-Teil des Cgm. 270 lieferte, und auch die im gleichen Jahr von JACOB BAECHTOLD publizierte Sammlung des Schweizer Anonymus (B 4,2) bereicherte die Kenntnis der Gattung gleich um mehrere Stücke. Hinzu traten noch verschiedene Einzeltextveröffentlichungen, die hier nicht besonders genannt seien.

Dies alles aber war nur die eine Seite der Editionstätigkeit nach 1850. Auf der anderen steht eine längere Reihe von Zweit- (und Dritt-)Veröffentlichungen, in denen nunmehr, die ältere Technik des bloßen Handschriftenabdruckes überholend, der Schritt zur kritischen Ausgabe LACHMANNscher Manier unter Beiziehung aller erreichbarer Textzeugen versucht wird. Ich will stellvertretend für die ganze Richtung nur drei Namen³³ nennen: MORIZ HAUPT, der schon in den vierziger Jahren mit „modernen“ Märenditionen hervorgetreten war³⁴ (›BÖSE FRAU‹ 1871 [B 31,3], ›MORIZ VON CRAÛN‹ 1871 [B 87,3], ›TREUEPROBE‹ 1876 aus dem Nachlaß [B 108,2]), weiter HANS LAMBEL, der, den alten Plan F. PFEIFFERS aufgreifend, die erste kommentierte Märendition (1872. ²1883; A I,10) schuf und schließlich – von den damals noch jüngeren Gelehrten – EDWARD SCHRÖDER (›MORIZ VON CRAÛN‹, ›PETER VON STAUFENBERG‹ [1894; B 26,5], ›BÖSE FRAU‹, ›Wein-schwelg‹ [1913; B 31,4]), dem wir besonders die infolge des Weltkriegs verspätet vollendete, seit 1878 vorbereitete Ausgabe der ‚Kleineren Dichtungen‘ Konrads von Würzburg (B 73a,1) verdanken. Ein Charakteristicum dieser Editionen ist, daß sie in der Regel von ausführlichen textkritischen Erörterungen begleitet werden, die oft separat in Aufsatzform erschienen; überhaupt werden Aufsätze mit dem Titel „Bemerkungen zur Textkritik des ...“ allmählich zu einer typischen Erscheinung der Märenditionsliteratur.

Im übrigen kommt es nun auch erstmals zu einer etwas kräftiger entwickelten literarhistorischen Besinnung. Dabei bleibt freilich die Problemstellung – entsprechend den allgemeinen Forschungstendenzen der Zeit –

³³ *Honoris causa* muß an dieser Stelle noch der Russe IVAN ŠAROVOL'SKIJ erwähnt werden, der 1913 in Kiev [!] eine kritische Ausgabe der sechs mittelhochdeutschen Schwankmären: ›PFAFFE IN DER REUSE‹, ›ALMOSEN‹, ›FRAU METZE‹, ›GÄNSLEIN‹, ›ZWEI BEICHTEN A‹, ›MARTINSNACHT‹ drucken ließ (A I,12). Wer oder was ihn dazu veranlaßte, ist nicht mehr zu ermitteln. Aus dem Vorwort geht lediglich hervor, daß der Herausgeber eine mehrmonatige Dienstreise zur Einsichtnahme in die Handschriften benutzte und daß er längere Zeit in München arbeitete, wohin ihm einige Handschriften von auswärts geschickt wurden. Daher kommt es auch, daß sowohl die Staatsbibliothek als auch die Universitätsbibliothek München je ein Dedikationsexemplar dieser seltenen Ausgabe besitzen.

³⁴ s. Anm. 21.

im wesentlichen auf zweierlei beschränkt: einmal auf die Frage nach der Biographie des Dichters und, damit zusammenhängend, nach Datierung und Lokalisierung des Denkmals, und zum andern auf die Ermittlung der Quellen und Vorbilder. Als Paradigma für eine aus dieser Forschungssituation erwachsene „monographische“ Arbeit können K. EULINGS ‚Studien über Heinrich Kaufringer‘ von 1900 (B 67,6) gelten.

Auf die erste Fragestellung will ich nicht näher eingehen und nur auf jenes Beispiel verweisen, das unübertrefflich ihre Möglichkeiten und Grenzen, ihren Sinn und Aberwitz enthüllt hat: die Bemühung um die Festlegung der ‚HELMBRECHT(-)Heimat (vgl. B 139,15, S. 37–40). Die zweite verdient mehr Interesse, und zwar deshalb, weil sie es gewesen ist, die die Märenforschung in den Strudel der damals übermächtigen stoff- und motivgeschichtlichen Mode stürzte, die auf lange Jahre hinaus von so bestimmendem Einfluß war, daß ein großer Teil der deutschen Märendichtung in den Augen der Wissenschaft gewissermaßen völlig den Charakter literarischer Denkmäler verlor und statt dessen zu Zweigen und Zweiglein an den Ästen irgendeines stoffgeschichtlichen Stammbaums entmaterialisiert erscheint.³⁵ Die Geschichte dieser Forschungsrichtung ist ein Kapitel für sich, das hier nicht aufgerollt werden kann. Für unsere Zwecke genüge die Nennung jener drei Werke, die ihre Verbreitung und ihren Erfolg in erster Linie begründet haben. Dies waren FELIX LIEBRECHTS deutsche Bearbeitung der ‚History of Fiction‘ JOHN DUNLOPS, erschienen 1851 unter dem Titel ‚John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen oder Geschichte der Romane, Novellen, Märchen ...‘, weiter THEODOR BENFEYS Übersetzung des ‚Pantschatantra‘ mit ihrer programmatischen Einleitung (1859), und als ältestes der drei – dies zeigt die oft übersehenen modernen Züge dieses in anderer Hinsicht beim Erscheinen schon überholten Werks – das ‚Gesamtabenteuer‘ mit seinen stoffgeschichtlichen Anmerkungen, die wohl in der Mehrzahl auf FELIX LIEBRECHT zurückgehen.³⁶ Die sachliche Leitthese der durch diese Werke ins Leben gerufenen stoffgeschichtlichen Richtung, die von 1862–66 sogar über ein eigenes Publikationsorgan verfügte (‚Orient und

³⁵ Natürlich gab es auch Literarhistoriker, die diesem Treiben skeptisch gegenüberstanden (vgl. die bei W. PABST, *Die Theorie der Novelle in Deutschland 1920–1940*. Romanist. Jb. 2, 1949, S. 81–124 [S. 81–84] genannte Literatur. Ich zitiere hier nur die Stimme KARL VOSSLERS: „Ja, das sind die bescheidenen Freuden der Stoffgeschichtler. Sie können sich nicht satt essen an der ledernen Wahrheit, daß sich die Motive entwickeln, während doch alles nur auf das Wie, auf die künstlerische Gestaltung im einzelnen ankommt“ (Litbl 9, 1909, S. 291).

³⁶ VON DER HAGEN drückt sich (GA I, S. XLVII) in diesem Punkte allerdings recht unbestimmt aus.

Occident³⁷), war die östliche Herkunft aller abendländischen Erzählstoffe – in dieser Ausschließlichkeit allerdings erst von der Schülergeneration vertreten –, der methodische Leitgrundsatz die Erklärbarkeit aller auftretenden Stoffparallelen auf Grund eines Kausalnexus. In Frankreich wurden diese Gedanken durch GASTON PARIS' Antrittsvorlesung von 1874 ‚Contes orientaux dans la Littérature Française du Moyen Âge‘ eingeführt und riefen dort den heftigen Protest JOSEPH BÉDIERS und damit zugleich sein berühmtes *Fabliaux*-Buch von 1893 hervor, das ja zum großen Teil ihrer Abwehr und Widerlegung gewidmet ist. Die Wellen dieser Reaktion schlugen dann wieder nach Deutschland zurück und führten auch hier zur Spaltung der Motivforscher in zwei sich bekämpfende Lager, deren einem die Anhänger der monogenetischen („orientalistischen“) Erklärung der Erzählliteratur angehörten, deren anderem die der polygenetischen. Diesen Hintergrund muß man kennen, wenn man die Eigenart (und manche Absonderlichkeiten) der stoffgeschichtlich orientierten Märenforschung richtig verstehen will.

In Deutschland wandte sich ihr nach und neben FELIX LIEBRECHT, dessen gesammelte Aufsätze 1879 erschienen („Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze“), HERMANN OESTERLEY („Bibliothek orientalischer Märchen und Erzählungen in deutscher Bearbeitung“ Band 1, 1873) zu, und dann vor allem der Weimarer Bibliothekar REINHOLD KÖHLER („Kleinere Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters“, 1900). In seine Fußstapfen trat später, nachdem sich die Orientalisten noch einmal in Verfechter des mongolischen und Verfechter des arabischen Wanderwegs (Kreuzzugskontakt, Vermittlung des spanischen Judentums) gespalten hatten, JOHANNES BOLTE, der – selbst nur ein gemäßigter Anhänger des Orientalismus – lange Jahre der Hort der deutschen Stoff- und Motivforschung gewesen ist und sich besondere Verdienste um die stoffgeschichtliche Erschließung der mittelalterlichen Exempla-Sammlungen und um die Kommentierung der deutschen Schwankbücher des 16. Jahrhunderts erworben hat.³⁷ Daß es schließlich zu einer Popularisierung kam, war der natürliche Lauf der Dinge, und es ist nicht ganz ohne Reiz zu sehen, wie eine Zeitlang noch der letzte Doktorand geschäftig mit indischen und persischen Stoffparallelen hantiert.

Ein weiteres Merkmal der dritten Periode ist, daß das Märe nun auch in Literaturgeschichten zu figurieren beginnt. Zwar sind die Mären des Strickers oder Konrads von Würzburg auch bei G. G. GERVINUS³⁸ kurz er-

³⁷ Vgl. die beiden BOLTE-Bibliographien ZfVk NF 4 (1932) S. 7–68 und NF 8 (1938) S. 219–223.

³⁸ Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Leipzig 1835/36. Bd. 1. S. 491, 509f.

wähnt, aber eine Gattung „Märe“ ist dort noch nicht bekannt, und der ›HELMBRECHT‹ z.B. erscheint in einem Kapitel mit dem „Historischen Volkslied“.³⁹ Erst AUGUST KOBERSTEIN hat in der 3. Auflage seines ‚Grundrisses der Geschichte der deutschen National-Litteratur‘ (1837) dem Märe einen Paragraphen (§ 98) des Abschnitts ‚Blüte und Verfall der höfischen erzählenden Poesie‘ gewidmet. Dieser Paragraph ist nun allerdings inhaltlich so dürftig, daß man gut daran tut, nicht KOBERSTEIN sondern WILHELM WACKERNAGEL (‚Geschichte der deutschen Literatur‘ 1848; 2. Auflage besorgt von E. MARTIN, Band 1, 1879, danach das folgende Zitat) das Verdienst zuzusprechen, so etwas ähnliches wie eine erste literarhistorische Darstellung der Märendichtung gegeben zu haben (§ 66). Bleibt auch die Charakterisierung der Gattung („ihr gewöhnlicher Inhalt sind Liebesabenteuer, muthwillig, leichtsinnig, leichtfertig bis zur Unsittlichkeit“ S. 277) noch allzu schematisch und ohne differenzierten Aussagegehalt, so wird doch wenigstens erstmals eine brauchbare Zusammenstellung der Denkmäler und Autoren versucht.

In solchen Zusammenstellungen liegt auch der Hauptwert dessen, was KARL GOEDEKE (der sonst vorwiegend Inhaltsangaben liefert) in seinem ‚Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung‘ (Band 1, 1884) zur Märenforschung beisteuert. Die Denkmälerkataloge seiner Paragraphen 43 (Stricker), 44, 71, 72 und 88 lassen die Nachweise seiner Vorgänger weit hinter sich und erfassen z. T. auch ungedrucktes Material. Im übrigen verdient GOEDEKE als Kronzeuge angerufen zu werden für die damals entstehenden und sich mit Windeseile einnistenden literarhistorischen Gerüchte über unsere Gattung (die in gewissem Sinne die Geistesart des wilhelminischen Deutschlands symptomatisch widerspiegeln), ich meine vor allem jenes bürgerschreckende von der alle Tabus neglierenden Frivolität der Märendichtung und das dazu komplementäre, entschuldigende von der französischen Herkunft dieses Libertinismus⁴⁰: „... kleinere erzählende Dichtungen ... meistens schwankhafte Stoffe behandelnd, von denen einige bis zur üppigsten Ausgelassenheit schreiten. Die meisten derselben sind wol französi-

³⁹ Bd 2. S. 180f.

⁴⁰ Diese Bewertung hat sich bekanntlich bis heute als festes Klischee gehalten; eine gegenteilige Meinung in der Beurteilung des Verhältnisses der französischen zur deutschen Novellistik vertritt aber E. TEGETHOFF (Märchen, Schwänke und Fabeln. München 1925): „Man glaube nicht etwa, daß die mittelhochdeutschen Schwänke anständiger seien als die französischen, beileibe nicht! Im Gegenteil, es fehlt ihnen das schelmische, naiv-drollige, das ihre romanischen Artgenossen bei all ihrer Unverhülltheit erträglich macht und daher sind sie einfach schmutzig“ (S. 216).

schen Vorbildern nachgeahmt ...“ (S. 108), und „... kleine Erzählungen ... teils aus französischen Quellen ... geschöpft ... Die französischen verraten ihren Ursprung in der Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit der Stoffe und in einer ränkevollen Listigkeit, deren deutsche Einbildungskraft nicht fähig scheint“ (S. 222).⁴¹

Nur ganz transitorisch ist die „Novelle“ – mit „Satire“ und „Lehrdichtung“ in einen Abschnitt gefaßt – in WILHELM SCHERERS erfolgreicher und weitverbreiteter ‚Geschichte der deutschen Litteratur‘ (1884) behandelt, die natürlich auch zu einer moralisierenden Bewertung neigt; es werden überhaupt nur ›HELMBRECHT‹, ›BÖSE FRAU‹, ‚Weinschwelg‘ und ›DER WIENER MEERFAHRT‹ namentlich erwähnt. Etwas mehr erfahren wir aus FRIEDRICH VOGTS Darstellung der mittelhochdeutschen Literatur in H. PAULS ‚Grundriß der germanischen Philologie‘ II,1 (1901–09), doch müssen wir uns hier die *disiecta membra* mühsam zusammensuchen. Man darf wohl sagen, daß von all diesen Darstellungen keine den Wert eines selbständigen Forschungsbeitrags besitzt (den Abschnitte größerer Literaturgeschichten durchaus haben können) und daß es oft überhaupt zweifelhaft ist, ob die Autoren Einblick in die Texte selbst genommen oder sich nicht vielmehr mit der Lektüre ihrer Vorgänger begnügt haben. Die auffallend geradlinige Deszendenz bestimmter Klischeevorstellungen scheint eher für die zweite Annahme zu sprechen.

Weiterhin ist zu berichten, daß die Partitur der Märenforschung sich in dieser dritten Periode um die Stimmen der Doktoranden erweitert, und daß diese Stimmen etwa seit der Jahrhundertwende – oft mehr dank ihrer Zahl als dank ihres Gewichts – das gesamte Klangbild nicht unerheblich beeinflussen. Aufs Ganze gesehen hat wohl jede deutsche Universität hier oder da einmal eine Mären-Dissertation hervorgebracht, zu einer förmlichen Serie brachte es jedoch nur die Berliner Germanistik unter der Ägide GUSTAV ROETHES, der offenbar der Meinung war, daß sich die Mären vermöge ihres geringen Umfangs besonders gut für solche wissenschaftlichen Probefahrten

⁴¹ Womöglich noch negativer ist GOEDEKES Urteil über die Mären des 15. Jahrhunderts: „Die heiteren ... halten es nicht mehr für nötig, den zum Teil unsittlichen Stoffen das feinere Gewand zu geben, sagen vielmehr alles ohne Rückhalt und Scham frech und dreist heraus, was die Sitte zu verschweigen Grund hat ...“ (S. 297), und zu Hans Folz bemerkt er: „... in ihm dem blumendüftelnden Meistersänger, schmutzigen Schwankdichter und Verfasser lasciver Faßnachtspiele stellt sich recht eigentlich die Üppigkeit und der Verfall der Dichtung dar. Was Ungünstiges über die Schwänke und Faßnachtspiele gesagt ist, trifft vorzugsweise ihn“ (S. 329).

eigneten. Von den neun zwischen 1904 und 1927⁴² gedruckten Dissertationen der ROETHE-Schule, die hier in Betracht kommen, sind bis auf die beiden thematisch weiter ausgreifenden von BRUNO BARTH (A III,2) und FRANZ BRIETZMANN (A III,4) alle Monographien zu einzelnen Mären oder Märengruppen und weisen auch im Prinzip die gleiche Anlage auf: Überlieferung – Text mit Anmerkungen – Sprache – Stil – Metrik – historische und literarhistorische Stellung – Stoffgeschichte und Quellenfrage. Man erkennt deutlich, wie sich hier die textphilologisch-editorische Problemstellung der Zeit mit der historisch-biographischen und stoffgeschichtlichen vereint, ergänzt lediglich durch eine meist sehr schematische Sprach- und Stilbeschreibung. Der Wert dieser Dissertationen (und anderer nach diesem Schema angelegter) für die Märenforschung als Ganzer ist unterschiedlich zu beurteilen. Wirklich nützlich (und z. T. auch heute noch brauchbar) sind meist nur die Texte gewesen, die wohl in jedem Falle einen Fortschritt gegenüber jenen VON DER HAGENS brachten. Jedoch sind hin und wieder auch – gewissermaßen nebenbei – Fragen angeschnitten worden, die für das Ganze der Gattung von Bedeutung sind, wie etwa bei W. STEHMANN (dessen Arbeit überhaupt zu den besten gehört) die Frage nach der Entstehung von Redaktionen und den dahinterstehenden Tendenzen.

Wer die zweite Periode der Märenforschung als „Periode des Gesamt-*abenteuers*“ klassifiziert, muß billigerweise die vierte und vorläufig letzte die „Periode des Neuen Gesamt-*abenteuers*“ nennen. Denn wie ihre Vorgängerin, deren Titel sie ausdrücklich entlehnt, trägt die neue Sammelausgabe das Signum des periodenbildenden Ereignisses, oder sagen wir vorläufig lieber: ist bestimmt, es zu tragen. An ihr wiederholt sich ja das Schicksal der älteren Sammlung, die rund vierzig Jahre zum Erscheinen brauchte, in potenziertem Form: in über fünfzig Jahren ist nur ein einziger Halbband erschienen. So bekannt dieses Faktum als solches ist, so wenig ist doch über seine Hintergründe in die wissenschaftliche Öffentlichkeit gedrungen. Es scheint daher geboten, die Entstehungsgeschichte des NIEWÖHNERschen Werks – soweit das auf Grund der spärlichen Nachrichten⁴³ darüber überhaupt möglich ist – etwas genauer darzustellen.

Im Sommersemester 1911 reichte der damals Zweiundzwanzigjährige

⁴² BARTH, A III,2; BRIETZMANN, A III,4; BURCHARDT, B 38,2; BUSKE, B 64,5; GLASER, B 18,3; NIEWÖHNER, A III,17; PFANNMÜLLER, A III,3; ROSENFELD, A III,7; STEHMANN, A III,1.

⁴³ Wichtigste Quelle ist neben dem Vorwort des Halbbands von 1937 der kurze Arbeitsbericht vom Juni 1958 (A II,10).

bei GUSTAV ROETHE eine Dissertation ein mit dem Titel ‚Der Sperber und verwandte mhd. Novellen‘, die 1913 in der Reihe ‚Palaestra‘ gedruckt wurde. Entsprechend dem Schema der ROETHE-Schule brachte sie auch Texte, nämlich den des ›SPERBERS‹ und der ›DULCEFLORIE‹, und schloß damit bereits den ersten Keim des ‚Neuen Gesamtabenteuers‘ in sich. In den folgenden Jahren bis zum Ausbruch des Weltkriegs war NIEWÖHNER anscheinend mehrfach im Auftrag der ‚Deutschen Commission‘ der Preußischen Akademie unterwegs, um für die dortige Sammelstelle Beschreibungen von Handschriften, besonders von Kleinepikhandschriften, aufzunehmen. Das brachte ihn in engen Kontakt mit der Märenüberlieferung und dürfte das Reifen des Planes wesentlich gefördert haben. Zu Beginn des Jahres 1917 hatte dieser bereits seine endgültige Gestalt angenommen. Er sah eine grundlegende Erneuerung des alten ‚Gesamtabenteuers‘ auf der Basis der gesamten Überlieferung und der LACHMANN-HAUPTSCHEN Editionsprinzipien vor, verbunden mit einer ebenso grundlegenden Revision der Textauswahl. Von den insgesamt 107 Stücken bei VON DER HAGEN sollten nicht weniger als 54 ausgeschieden werden, und zwar a) alle unselbständigen Auszüge aus größeren Werken (das hieß die 13 Nummern aus Enekels ‚Weltchronik‘), b) alle geistlichen Erzählungen (das hieß die 19 Marienlegenden und das Gedicht von ‚Adam und Eva‘), c) alle Mären bekannter Verfasser, die in deren Gesamtausgaben schon ihr Unterkommen hatten oder finden sollten (das hieß die Mären des Strickers, Heinrichs des Teichners, Konrads von Würzburg, Herrands von Wildonie, Schondochs), d) die zwei nicht epischen Stücke ‚Meister Irregang‘ und ‚Rosendorn‘, und schließlich e) jene Mären, die sich bereits in Einzelausgaben einen festen Platz erobert hatten: ›MORIZ VON CRAÛN‹, ›PETER VON STAUFENBERG‹, ›HELMBRECHT‹. Die Zahl der verbleibenden 53 Stücke sollte aber durch 59 neu hinzutretende wieder auf 112 (plus eine 113. Nummer: ‚Inhaltlich unbestimmbare Bruchstücke‘) aufgefüllt werden, die zum größeren Teil schon anderweitig in irgendeiner Form gedruckt vorlagen, zum kleineren von NIEWÖHNER (meist im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit für die ‚Deutsche Commission‘, die sich an Hand der Arbeitsberichte dieser Kommission in den BSB in Umrissen verfolgen läßt) neu entdeckt oder wiederentdeckt worden waren. Eines dieser wiederentdeckten Stücke, den ›WIRT‹, machte NIEWÖHNER bereits 1923 in einem Vorabdruck zugänglich (B 144,1). Das Gesamtwerk aber begann erst 1937 nach zwanzigjähriger Vorbereitung zu erscheinen. Wirklich unter die Presse gelangte jedoch nur der erste Teil des ersten Bandes, den Text der Stücke 1–37 (ohne die Lesarten) enthaltend, dann wurde es wieder still um das Unternehmen. Niemand weiß zu sagen,

weshalb es so schnell wieder zum Erliegen kam, doch ist der Verdacht schwer von der Hand zu weisen, daß bei Druckbeginn überhaupt nur ein Teilmanuskript existierte. Der Rest ist schnell berichtet. In den folgenden Jahren schob sich für NIEWÖHNER die ursprünglich nur als Nebenarbeit gedachte Teichner-Ausgabe vor das ‚Neue Gesamtabenteuer‘, und als diese 1956 ausgedruckt war, fehlte dem nunmehr Siebenundsechzigjährigen wohl bereits die Arbeitskraft, sein eigentliches Lebenswerk zum Abschluß zu bringen.⁴⁴ Als NIEWÖHNER im Herbst 1959 starb, hinterließ er anscheinend ein äußerlich abgeschlossenes, seinem inneren Zustand nach jedoch nicht druckfertiges Manuskript in vier Bänden (von denen der vierte nur Handschriftenbeschreibungen enthält).⁴⁵ Des postumen Manuskripts hat sich W. SIMON angenommen, der seit einigen Jahren die Herausgabe des 1. Bandes vorbereitet, die sich leider infolge unvorhergesehener Schwierigkeiten immer wieder verzögert. So besteht also Hoffnung, daß wir das ‚Neue Gesamtabenteuer‘ eines Tages doch noch in Händen haben werden, freilich nur als Torso: denn der zweite Band⁴⁶ des Manuskripts war bei Übernahme des Nachlasses nicht mehr vorhanden; über seinen Verbleib fehlt jegliche Kunde.⁴⁷

Zu einer Auseinandersetzung mit den Editionsgrundsätzen des ‚Neuen Gesamtabenteuers‘ – die Frage des Auswahlkanons ist als Ganze weit weniger drängend und sei völlig ausgeklammert⁴⁸ – ist im Hinblick auf die eben geschilderte Nachlaßsituation jetzt kaum der rechte Augenblick und hier wohl auch nicht der rechte Ort. Ich will nur eine prinzipielle Frage kurz anschneiden. NIEWÖHNERs Editionstelos ist, wie das der ganzen Schule, aus der er herkommt, die Rekonstruktion des Originals. Dieses Original muß,

⁴⁴ Er selbst mag geglaubt haben, es stünde nahe vor seiner Vollendung. Ich besitze einen Brief NIEWÖHNERs vom 19.7.1957, in dem er schreibt: „Mit dem ‚Neuen Gesamtabenteuer‘ muß ich Sie leider noch einige Zeit vertrösten; ich hoffe, es in einem Monat an das ‚Amt für Literatur‘ einzureichen, damit es in die zu druckende Literatur ‚eingeplant‘ werden kann.“

⁴⁵ Der von NIEWÖHNER 1923 in seiner vorweggenommenen Ausgabe des ›WIRTS‹ (B 144,1) geäußerte Zweifel: „wer weiß auch ob ich dessen [des NGA] Druck erlebe“ (S. 201) hat sich also leider bewahrheitet.

⁴⁶ Er enthielt die Nummern 38–86 nach der Aufstellung im NGA (S. 173); darunter befinden sich leider auch die Inedita (bzw. Paene-Inedita) ›DER HOHLE BAUM B‹, ›BERINGER‹, ›NACHTIGALL B‹ und ›TOR HUNOR‹.

⁴⁷ Was ich hier mitteile, beruht auf schriftlichen und mündlichen Auskünften W. SIMONS und seiner Hamburger Mitarbeiter. [NGA 1 erschien 1967.]

⁴⁸ Mögliche Einwände betreffen sowohl das Problem der Gattungsabgrenzung als auch das der Datierung der aufgenommenen Stücke, die ja laut Titelblatt alle dem 13. und 14. Jahrhundert angehören sollen.

soweit sich sein Text nicht durch mechanische Kombinatorik aus Konsonanzen und Dissonanzen der Überlieferung wiederherstellen läßt, wiedergewonnen werden durch Besserung (oder z. T. auch Tilgung) der Entstellungen, die im Laufe des Überlieferungsvorgangs den originalen Wortlaut negativ verändert haben. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Verfahren unter allen Umständen ein gutes Original voraussetzt.⁴⁹ Wie nun aber, wenn das Original selbst bereits von geringer oder sagen wir nur mittlerer Qualität war? Von wessen Hand stammt eine Banalität, an der wir uns stoßen, von der eines nachlässigen Kopisten (und daher zu tilgen bzw. zu bessern) oder schon von der des unterbegabten Dichters (und daher sorglich zu konservieren)? Und umgekehrt: wessen Eigentum ist eine geglückte Wendung? Dürfen wir ihre Erfindung dem Autor zutrauen, oder ist sie als Ameliorisation eines literarisch gebildeten Abschreibers zu betrachten? Solche Fragen waren bei Ausgaben, wie sie KARL LACHMANN machte, irrelevant, denn er hatte es stets mit „guten“ Dichtern zu tun. Im Bereich der Märendichtung aber sind sie von peinlichster Aktualität, denn sie wird – ganz natürlich bei einer im Vergleich zur höfischen Epik und Lyrik so viel anspruchsloseren Gattung – auf weite Strecken von minderrangigen Poeten getragen.

Doch die geringere Qualität der Originale ist nur das eine Hindernis, das bei vielen Texten dieser Gattung Rekonstruktionsversuche von vornherein problematisch macht. Das andere liegt in der besonderen Überlieferungsbiologie der Märendichtung begründet. Mären werden nämlich vielfach nicht (wie etwa die höfischen Romane) als tote Fossilien überliefert, sondern unterliegen einer *tradition vivante*,⁵⁰ die infolge sich überlagernder Degenerations- und Regenerations- (zum Teil aber auch redaktioneller Erweiterungs- und Kürzungs-) Vorgänge ein stark oszillierendes Textbild hervorbringt, das im Nachhinein nicht mehr zuverlässig aufzulösen ist. Wieviel Verse besaß das Original eines Märes, dessen durch die Überlieferung vertretene drei Fassungen mit 84, 136 und 216 Versen aufwarten? Das angezogene Beispiel ist das der ›ZWEI BEICHTEN A‹, das ich deshalb aufgreife, weil NIEWÖHNER hier (NGA Nr. 9) eine ganz präzise Antwort bereithält:

⁴⁹ Diese Voraussetzung ist z. B. für die Mären Konrads von Würzburg gegeben; E. SCHRÖDER hat deshalb mit Recht den Versuch unternommen, den Originalzustand zu rekonstruieren.

⁵⁰ Phänomen und Begriff dieser *tradition vivante* (où chaque copiste est dans une certaine mesure remanieur S. 43) hat vor kurzem J. RYCHNER (A V, 14) am Modell der Fabeln-Dichtung beispielhaft erläutert.

⁵¹ Der Zeilenzähler 90 ist um zwei Verse verrutscht, so daß man auf den ersten Blick glaubt, der NGA-Text habe nur 94 Verse.

das Original besaß 96 Verse.⁵¹ Ja, sein Rekonstruktionsoptimismus geht bei diesem Text, der allerdings – das soll nicht verschwiegen werden – extreme Verhältnisse zeigt, so weit, daß er bis in den Motivhaushalt der Erzählung eingreift und die Bäuerin nicht etwa vier sexuelle Verfehlungen beichten läßt wie in der Fassung l, auch nicht fünf wie in der Fassung k und schon gar nicht das runde Dutzend der Fassung w⁶, sondern drei (die er durch kunstvolle Amputation der zwei restlichen aus der Fünferfassung k gewinnt).⁵² Was NIEWÖHNER zu diesem doch sehr schwerwiegenden Eingriff veranlaßte, ist nicht erfindlich. Vielleicht dachte er daran, daß sich in der Volkserzählung die Dreizahl einer besonderen Beliebtheit erfreut. Aber darf eine solche Überlegung die Entscheidung des Textphilologen bestimmen?

Ich hoffe, daß diese wenigen Andeutungen genügen, die Problematik eines rekonstruktiven Editionsverfahrens bei der Herausgabe von Mären-texten zu verdeutlichen. Wenn das ‚Neue Gesamtabenteuer‘ einmal – soweit erhalten – vollständig vorliegt, wird die Kritik sich mit der Frage befassen müssen, ob hier nicht allzu oft philologische Ficta für literarische Facta ausgegeben worden sind, und grundsätzlicher: ob nicht die klassische Editionstechnik bei vielen Texten dieser Gattung an eine unübersteigbare Schranke gelangt.⁵³

Was neben NIEWÖHNERs Vorarbeiten zum ‚Neuen Gesamtabenteuer‘ an Märeneditionen einherging, gehört in der Hauptsache zwei Typen an, die

⁵¹ In V. 82, der in der Form, wie sie NIEWÖHNER bietet, aus k stammt, muß dann entsprechend konjiziert werden: *nu verjæhe du drier (Hs. funffer) mir*.

⁵² Daß auch andere diese Bedenken teilen, beweisen mir G. JUNGBLUTHs kritische Überlegungen aus Anlaß der Neuausgabe der ›HEIDIN B‹ durch E. HENSCHEL und U. PRETZEL (B 54,1; dort S. 450): „Nicht bloß darf er [der Herausgeber von Mären] somit schwerlich darauf hoffen, je wieder zur ‚ursprünglichen‘, d. h. der ersten Gestalt eines solchen Werks als Ganzem vordringen zu können, sondern er wird angesichts der besonderen Lebensbedingungen dieser Dichtungen, ihrer Unfestigkeit und Wandelbarkeit, sein rechtmäßig auf Wiederherstellung des Ursprünglichen gerichtetes Bestreben auch klüglich zügeln müssen, da er sonst leicht Gefahr läuft, einen Text zu schaffen, der weder das Ursprüngliche noch eine wirklich gewesene Zwischenform darstellt ... Bleibt das Ziel auch ein ‚kritischer Text‘, so ist darunter jedoch nicht die ursprüngliche = älteste Gestalt des Werks zu verstehen, sondern ein Text, der sich entscheidend auf die uns überkommene Ausformung der Novelle gründet ...“. Wenn NIEWÖHNER die Sachlage optimistischer – allzu optimistisch, wie ich meine – beurteilt, so anscheinend (diesen Eindruck gewinne ich wenigstens aus der Lektüre seines editionstheoretischen Aufsatzes A II,9) insbesondere deshalb, weil er auch beim Auftreten stärker abweichender Fassungen nur mit „Niederschriften aus dem Gedächtnis“ (a. a. O. S. 429) rechnet, nicht mit intentionellen Bearbeitungen, *remaniements* im Sinne RYCHNERS (A V, 14).

beide bereits am Ende der dritten Periode in Erscheinung getreten waren. Der erste ist der Typ der „monographischen“ (jetzt manchmal auch auf das Textphilologisch-Editorische allein beschränkten) Dissertation, der vereinzelt bis zur Gegenwart im Schwange geblieben ist,⁶⁴ aber infolge seiner (nur halb-öffentlichen) Publikationsform – die Dissertation von H. WINTERSTETER zum ›STUDENTENABENTEUER B‹ (B 107,1) liegt z. B. nur in einem einzigen handschriftlichen Exemplar vor – in der Forschung meist nur schwache Spuren hinterließ. Der andere, ungleich stärker verbreitete und entsprechend forschungswirksamere Typ ist der des für den akademischen Unterricht bestimmten „Übungstextes“. Manche dieser Übungstexte haben im Laufe der Jahre mehrere Ausgaben oder Auflagen erlebt: ›HEIDIN B‹ (PFANNMÜLLER, HENSCHEL-PRETZEL; B 54,2 und 54,1) von 1912 bis 1957 zwei, ›BÖSE FRAU‹ (SCHRÖDER, HELM; B 31,4 und 31,5) von 1913 bis 1955 vier, ›MORIZ VON CRAÛN‹ (SCHRÖDER, PRETZEL; B 26,5 und 87,1) von 1894 bis 1966 sieben, aber das erfolgreichste von allen Mären war doch der ›HELMBRECHT‹, der allein in der Altdeutschen Textbibliothek in diesem Jahrhundert bisher vierzehnmal gedruckt wurde (PANZER, RUH; B 139,6 und 139,1).

Dies alles sind Einzelausgaben. Für Sammelausgaben erwies sich die Zeit anfänglich als wenig günstig. Von VICTOR MICHEL'S schon 1896 angekündigter (B 105,3, S. V) Rosenplüt-Ausgabe ist nie eine Zeile erschienen, und KONRAD ZWIERZINAS von langer Hand geplante Stricker-Ausgabe kam über die Vorarbeiten nicht hinaus. So ist hier zunächst nur die (verspätete) SCHRÖDERSche Ausgabe der Mären Konrads von Würzburg (1924 ff.) zu nennen (s. o. S. 11) und die in mancher Hinsicht mißglückte Ausgabe der Strickerschen Mären durch GUSTAV ROSENHAGEN (1934; B 127,3). Erst Mitte der fünfziger Jahre trat dann NIEWÖHNERS große Teichner-Ausgabe hinzu, die freilich nur ein einziges wirkliches Märe enthält, und schließlich habe ich selbst in den Jahren nach 1959 fünf Märenkomplexe ediert (Herrand von Wildonie [B 61,1], Stricker [B 127,1], Hans Folz [B 30,1], Schweizer Anonymus [B 4,1] und ‚Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts‘ [A 1,14]), den letztgenannten in einer Editionstechnik, die von Rekonstruktionsversuchen grundsätzlich Abstand nimmt und statt dessen die historisch wirklich greifbaren „Gebrauchsfassungen“ – wo nötig, mehrere in synoptischer Gegenüberstellung – zu Wort kommen läßt. Bis auf die Mären Heinrich Kaufringers, deren Neuausgabe ich vorbereite,* dazu Schondochs ›Kö-

⁶⁴ Vgl. JOSEPHSON B 6,7; GILBERT B 5,3; die jüngsten Vertreter (1962 und 1965) stammen aus der Schule U. PRETZELS (KOCH B 106,10; GUTKNECHT B 108,10).

* [Neuausgabe erfolgte durch P. SAPPLER (B 67,1).]

NIGIN VON FRANKREICH« und Egenolfs »PETER VON STAUFENBERG«, deren sich hoffentlich auch noch einmal jemand annimmt,* ist damit das editorische Feld rings um das ‚Neue Gesamtabenteuer‘ bestellt.

Die Ergebnisse der „sekundären“ Märenforschung unserer vierten Periode unterliegen einer breiten Streuung und lassen sich in der gebotenen Kürze kaum zusammenfassend charakterisieren. Rein äußerlich ist festzustellen, daß selbständige Buchveröffentlichungen zum Märe eine ganz große Seltenheit bleiben, soweit es sich nicht um Dissertationenliteratur handelt. Diese allerdings steht weiterhin in vollem Flore und geht sogar einmal – 1947 bis 1955 in der Wiener Schule D. KRALIKS⁵⁵ – zur Serienfertigung über. Wenn auch viele dieser Arbeiten kaum das Mittelmaß erreichen, einige es sogar erheblich unterschreiten, so gibt es darunter doch auch einige hochqualifizierte Untersuchungen wie die K. STACKMANNs zum »MORIZ VON »CRAÛN« (B 87,16) oder die weiterausgreifende, leider im Ansatz verfehlt⁵⁶ von E. STUTZ (A III,13) oder in jüngster Zeit die originelle und sachkundige Studie zur Märenüberlieferung von A. MIHM (A II,11), die teilweise einen echten Fortschritt der Märenforschung bedeuten. Das Schwergewicht der Forschungsliteratur – mindestens was die Wirkung betrifft – aber ruht doch auf den Zeitschriftenaufsätzen, die nun in steigender Anzahl erscheinen. Prüft man die Auswahl der behandelten Denkmäler, so zeigt sich, daß mit Vorrang jene Interesse gefunden haben, die in „Übungstexten“ der oben charakterisierten Art zugänglich waren. Bei zweien von ihnen ist es zu dem in wohl jeglicher Forschung immer wieder einmal auftretenden Lawineneffekt gekommen, beim »MORIZ VON CRAÛN«, der sich des Superlativs rühmen kann, mit seinen knapp 1800 Versen ein über 300 Seiten starkes Buch evoziert zu haben (B 87,21), und dann vor allem beim »HELMBRECHT«, der seinen Rang als meistumworbenes Denkmal der Märendichtung bis in unsere Tage behauptet.

Die tiefergreifenden Wandlungen der vierten Periode werden erst bei einer Betrachtung der Forschungsmethoden und Fragestellungen deutlich. Von den Hauptanliegen der dritten Periode hat neben dem textkritisch-überlieferungsgeschichtlichen, das übrigens nicht selten auch Gelehrte be-

⁵⁵ B 18,6; B 24,8; B 73,19; B 107,3; B 118,2; [B 139,15, Nrr. 87, 88, 329]; B 142,8.

⁵⁶ E. STUTZ versucht zu zeigen, daß es auch im Mittelalter hier und da schon „Novellen“ (im Sinne der modernen Theorie(n) und poetischen Verwirklichungen) gegeben habe. Ihr Verfahren läuft also darauf hinaus, ältere Phänomene an jüngeren Normen zu messen, und damit betreibt die Verfasserin – so geistvoll sie argumentiert – letztlich doch nur ein antihistorisches Spiel, aus dem kein wirklicher Erkenntnisfortschritt resultieren kann.

* [Neuausgaben: B 116,3 und B 26,8.]

schäftigt hat, die selbst nie an eine Märedition dachten,⁵⁷ nur das biographisch-historische – und das liegt wohl in der Natur der Literaturhistorie als einer historischen Disziplin – seine Position einigermaßen behaupten können, nicht zuletzt dank EDWARD SCHRÖDERS⁵⁸ unermüdlich hierauf gerichteter Bemühung. Dagegen ist die quellenkundliche Fragestellung stark in den Hintergrund getreten. Während die literarhistorische Forschung allenfalls noch nach der poetischen Verarbeitung der Quellen fragt, ist die reine Stoff- und Motivgeschichte in die Obhut der Volkskunde übergegangen und hat dort unter anderem so imponierende Katalogwerke wie STITH THOMPSONS ‚Motiv-Index‘ (A VI, 5) (das freilich gerade die deutsche Märendichtung nur höchst unvollkommen berücksichtigt) hervorgebracht. Es besteht wohl kein Zweifel, daß sie dort besser aufgehoben ist, nur wäre zu wünschen, daß ihre Erträge in der geläuterten Form eines motivgeschichtlichen Kommentars, wie ihn LUTZ RÖHRICH (A VI, 7) neuerdings für einige Mären ausgearbeitet hat, an die Literaturhistorie zurückfließen.

Daß sich der Märenforschung über diese herkömmlichen Fragen und Methoden hinaus nun aber auch eine neue Dimension erschließt, das verdankt sie der großen literatur- und geschichtswissenschaftlichen Revolution der (ersten) Nachkriegszeit, in deren Zuge jetzt das Märe als Träger gedanklicher Aussagen (und nebenbei als Kunstwerk) entdeckt wird, als ein „Geistes“-Erzeugnis, das nicht nur auf greif- und beweisbare Fakten abgetastet, sondern in erster Linie „verstanden“ werden will. Das freilich geschieht nicht vor dem Ende der zwanziger und dem Anfang der dreißiger Jahre, eine Verspätung, die damit zusammenhängen mag, daß man in einer Gattung, die doch im Grunde der Unterhaltungsliteratur angehört, *a priori* keine höheren geistigen und künstlerischen Ambitionen erwartete (und in der Tat ist ja vieles kunstlos und anspruchslos genug). Es war im Grunde die ›HELMBRECHT‹-Forschung, die gegenüber solchen uneingestandenem Vorbehalten das Eis brach, und bis heute ist sie das beste Exempel dafür geblieben, was die moderne Literaturwissenschaft einem Märe – wir müssen nun freilich hinzusetzen: von besonderer Qualität und Eigenart – an Deu-

⁵⁷ Als Beispiel sei ALBERT LEITZMANN mit seinen Ausführungen ‚Zu von der Hagens Gesamtabenteuer‘ (1924; A II, 3) genannt, die zugleich neben der mehr überlieferungsgeschichtlichen Abhandlung NIEWÖHNERS über die Donaueschinger Handschrift 104 (A II, 8) das Wichtigste und Ergiebigste darstellen, was in diesem Umkreis erschienen ist.

⁵⁸ Den schnellsten Überblick über seine vielfach in Rezensionen, Miscellen und „Lückenbüßern“ versteckten Märenforschungen gewährt das thematisch geordnete Schriftenverzeichnis von 1933 (Bibliographie Edward Schröder, zum 75. Geburtstage am 18. Mai 1933 dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin o. J.).

tung abzugewinnen vermag (vgl. B 139,15, S. 45–52). Doch haben auch die jüngeren Bemühungen um das Verständnis des gewiß weniger bedeutenden ›MORIZ VON CRAÛN‹ – ROSENHAGEN (B 87,12), BORCK (B 87,20), HARVEY (B 87,21) – zu schönen Ergebnissen geführt. Was selbst ein Märe mittleren Ranges noch an interessanten Interpretationsperspektiven eröffnen kann, konnte unlängst K.-H. SCHIRMER (B 101,1) am ›REIHER‹ zeigen. Im ganzen darf man wohl sagen: die Möglichkeiten einer auf inneren Gehalt und äußere Faktur gerichteten interpretierenden Märeforschung⁵⁹ sind heute im Prinzip erkannt, jedoch bisher nur bei wenigen Forschungsfavoriten intensiver genutzt worden.⁶⁰

Bevor wir diesen Mangel an breiter fundierter Vorarbeit als Erklärung und bis zu einem gewissen Grade auch Entschuldigung für die wortkarge Zurückhaltung in Anspruch nehmen, der sich – mit einer einzigen Ausnahme – auch unsere neueren literarhistorischen Handbücher im Hinblick auf die Märendichtung noch befleißigen, müssen wir ein Wort über HERMANN WEISSERS Buch ‚Die deutsche Novelle im Mittelalter‘ (A III,6) verlieren, denn darin scheint ja eine Gesamtdarstellung der Gattung auf breiter Grundlage vorzuliegen, die den beklagten Mangel sollte mehr als wett-

⁵⁹ Hier verdiente eigentlich die im Ansatz mutige Dissertation (1932) von EDITH WOLF ‚Die Komposition der Versnovelle des ausgehenden Mittelalters‘ (A III,9) eine Erwähnung, wenn sie nur in der Durchführung nicht gar so schülerhaft geraten wäre. Auf bedeutend höherem Niveau bei begrenzterem Thema steht trotz mancher Überspanntheit die Arbeit (1958) von INGRID SCHIEWEK ‚Methoden der Darstellung und Aussage in den erzählenden Gedichten Heinrich Kaufingers‘ (B 67,12). Die neuerlichen Untersuchungen zur Zahlenkomposition des Märes, wie sie erstmals H. RUPP (A III,14) an einigen Musterbeispielen, auf breiterer Basis dann sein Schüler K. HUFELAND (A III,16) durchführte, haben mich vorläufig noch nicht von der Glaubwürdigkeit und Objektivität ihrer Ergebnisse überzeugen können. Meine persönliche Befangenheit der ganzen Methode gegenüber läßt mich allerdings fürchten, daß der Fehler bei mir liegt, und verbietet mir eine ausführlichere Stellungnahme. Vorbildlich in Ansatz und Durchführung finde ich dagegen die Studie O. WERNERS zum ›HEISSEN EISEN‹ des Strickers (B 127f,1).

⁶⁰ Eine Charakterisierung der den engen Ring erstmals sprengenden Hamburger Habilitationsschrift von K.-H. SCHIRMER (A III,22), die mir vom Verfasser freundlicherweise im Manuskript zur Einsicht überlassen wurde, scheint mir noch verfrüht zu sein, solange sie nicht ihre endgültige Fassung erhalten hat und im Druck veröffentlicht ist. Es sei hier lediglich darauf hingewiesen, daß darin auf der Grundlage stilgeschichtlicher, kompositorischer und gehaltlicher (im Mittelpunkt: die Auffassung von Liebe und Ehe) Untersuchungen der Nachweis geführt wird, daß die Märendichtung des 13. und 14. Jahrhunderts keine niederliterarisch-volks-tümliche, sondern eine von hohen künstlerischen und gesellschaftlichen Ansprüchen geprägte höfische Gattung gewesen ist. [1969 gedruckt (A III,22).]

machen können. In der Tat haben wir hier eine Gesamtdarstellung vor uns, aber eine Gesamtdarstellung, die bei dürftigster Textkenntnis mit völlig unzureichenden methodischen Mitteln und dem kalten Blut der Ahnungslosigkeit unternommen wurde.⁶¹ Wie der Verfasser unbekümmert um alle poesie- und formgeschichtlichen Belange die Märendichtung rein als Ideenvehikel traktiert, um dann mit Hilfe zusammengelesener Gemeinplätze flugs einen Entwicklungsgang „auf dem Untergrunde der geistigen Strömungen“ zu konstruieren, verdiente wohl zu allen Zeiten nur als Beispiel eines kuriosen Abwegs mißverständener Geistesgeschichte Beachtung. Wenn sich die Handbuchautoren irgendwoher keine Unterstützung erwarten durften, dann von hier.

Nach dieser Abschweifung zu den Handbüchern selbst. Trotz seiner schlecht motivierten Lückenhaftigkeit – von den Adespota hat kaum die Hälfte ihren Artikel erhalten – ist das Verfasserlexikon von ihnen allen das brauchbarste Hilfs- und Dokumentationsmittel der Märenforschung geworden. Freilich ist es seinem Wesen nach in erster Linie auf die Vermittlung faktischer Information eingestellt – dieser Aufgabe wird es, ungeachtet mancher Fehler im einzelnen, im ganzen zuverlässig gerecht, vor allem in den zahlreichen Artikeln, die H. NIEWÖHNER verfaßt hat⁶² –, und so sucht man nach etwas ergiebigeren Interpretationshinweisen meist vergeblich. In der Literaturgeschichte von HERMANN SCHNEIDER („Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung“, Heidelberg 1925. ²1943) tritt das Märe nur wenige Male ganz am Rande des Blickfelds in Erscheinung, und auch die beiden aneinander anschließenden Darstellungen von JULIUS SCHWIETERING und GÜNTHER MÜLLER im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ („Die deutsche Literatur des Mittelalters“, Potsdam 1933–41; „Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock“, Potsdam 1927) begnügen sich mit kurzen Aperçus zu einzelnen Werken und Autoren. Bei GUSTAV EHRISMANN fiel die Behandlung der Märendichtung dem Schlußbande zu, und entsprechend sieht sie aus: sie kumuliert einfach kaum verarbeitete faktische Nachrichten, vor allem Inhaltshinweise, und garniert sie, wo immer zugänglich, mit moralischen Verdikten, die noch deutliche Spuren wilhelminischer Prüderie und Morosität zeigen.⁶³ So kann bis zur Gegenwart,

⁶¹ Zu Einzelheiten vgl. die in der Bibliographie angeführten Besprechungen.

⁶² Neben Artikeln aus seiner Feder sind vor allem solche von H.-F. ROSENFELD in größerer Zahl vertreten; in der Zuverlässigkeit der Faktenmitteilung bleiben sie hinter jenen NIEWÖHNER zurück. [Vgl. dagegen ²VL.]

⁶³ „... der rohe Ehemann, der Ehebrecher ... der Säufer. Eine höchst unerfreuliche Gesellschaft, bei der kein behaglicher Humor aufkommen kann! ... Solche rohen

was die Darstellung der deutschen Märendichtung angeht, nur eine Literaturgeschichte wirklich in Ehren bestehen: es ist die HELMUT DE BOORS, die diesem Denkmälerkomplex zum erstenmal nicht nur rein quantitativ den ihr gebührenden Raum zugesteht, sondern auch zum erstenmal überhaupt einen ernstzunehmenden Versuch unternimmt, so etwas wie ein Gesamtbild der Gattung – und zwar wesentlich auf der Grundlage eigener Beobachtung und Überlegung des Verfassers – zu zeichnen. Dies ist und bleibt ein bedeutendes Verdienst, ob man nun bereit ist, sich diesem Bild im ganzen wie im einzelnen anzuvertrauen oder nicht.

Damit hätten wir, am Ende unserer geschichtlichen Skizze angelangt, den *status quo* der Märenforschung in seinen Hauptzügen aufgewiesen und sehen uns nun der Frage gegenüber: welche Probleme sind offen geblieben? Wenn wir ehrlich sind, so werden wir kaum um das Eingeständnis herkommen: soweit die Gattung als Ganze in Frage steht, sind noch so gut wie alle Probleme offen. Denn die Märenforschung ist – dies wird besonders deutlich im Blick auf die viel weiter fortgeschrittene *Fabliaux*-Forschung, deren gegenwärtigen Stand etwa das Buch von P. NYKROG dokumentiert – bis zum heutigen Tage beinahe ausschließlich Detailforschung gewesen.⁶⁴ Es muß daher heute als dringendste Forderung erscheinen, daß endlich einmal die Märendichtung in ihrer gesamten Ausdehnung – und nicht nur immer in ihren „klassischen“ Denkmälern oder gar in der Auswahl des ‚Gesamtabenteuers‘ – ins Gesichtsfeld der germanistischen Literaturwissenschaft gerückt werde.

Damit ist zugleich ausgesprochen, womit eine aufs Ganze der Gattung gerichtete Märenforschung notwendig beginnen müßte: mit einer Diskussion des vom Begriff „Märe“ überspannten Gattungsraums in der Form einer Grenzbegehung entlang der Feldraine, die ihn von anderen Gattungsräumen trennen. Letzter Zielpunkt müßte dabei die Aufstellung eines Inventars der erhaltenen Denkmäler sein, wie es für das *Fabliau* J. BÉDIER und nach ihm – modifizierend – P. NYKROG erarbeitet haben.

Mit diesem Inventar wäre – sehen wir hier einmal ab vom Sonder-

Vorfürungen machten offenbar dem Publikum Spaß und lassen auf seinen Geschmack und auf seine Bildung schließen.“ (S. 115) – „Als „heiter“ empfand der Geschmack der Zeit derbe, anzügliche, unzüchtige Schwänke, besonders Eheschändungen und Buhlschaften ...“ (S. 481) – „In den Schwänken [Rosenplüt] geht es nur ganz selten ohne Zoten ab.“ (S. 493) – „In den Schwänken versteht er [Folz] es, Rosenplüt an Gemeinheit noch zu übertreffen“ (S. 495).

⁶⁴ Vgl. aber in jüngster Zeit die Studien von A. MIHM und K.-H. SCHIRMER.

komplex der Edition – ein sicheres Fundament geschaffen, auf dem alle weiteren Ansätze zu einer Wesensanalyse und Wesensbeschreibung der Gattung aufbauen könnten. Welches die Problemkreise wären, auf die sie sich mit besonderer Erfolgsaussicht richten könnten (und zugleich mit besonderer Dringlichkeit richten müßten), das ist eine Frage, die sich wohl immer nur mehr oder weniger subjektiv beantworten läßt. Ich betone dies, um die Relativität des hier umrißhaft skizzierten *prospectus quaestionum* anzuzeigen, der sich übrigens nicht nur auf theoretische Erwägungen der Studierstube, sondern stellenweise auch auf praktische Erfahrungen in Seminarübungen gründet.

Dies sind die Fragen- und Aufgabenkomplexe, deren Behandlung ich für ebenso vordringlich wie lohnend halte:

1. eine klassifizierende Analyse der in der Märendichtung festzustellenden Thematik mit besonderer Rücksicht auf die ihr innewohnende Typik (aber unter Vernachlässigung der rein stoff- und motivgeschichtlichen Fragen, um die sich lieber die volkskundliche Erzählforschung kümmern sollte);
2. eine entsprechende Analyse der auftretenden Personagen;
3. eine Diskussion der poetischen Zielsetzung und inhaltlichen Aussage, wobei besondere Aufmerksamkeit auf die Auffassung von Liebe und Ehe – im vergleichenden Blick auf jene des höfischen Epos – zu richten wäre;
4. eine Untersuchung des Sprachstils und des von ihm gestellten (oder negierten) Anspruchs;
5. eine Untersuchung des *art narratif*, der Gestaltungstechnik, unter Ein-schluß der Frage nach tektonischen Modellen und Prinzipien;
6. eine Examinierung der sozialen Bestimmung und Geltung, sowohl vom Dichter als auch vom Publikum her, und damit verbunden eine Er-örterung der realen Lebensform und der Position im Literaturbetrieb des Mittelalters;
7. eine – abschließende – Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Entwicklung (samt Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte), vorbereitet durch chronologische und quellenkundliche Studien und abgerundet durch Prüfung der Stellung dieser Gattung im Gesamtgefüge der mittelalterlichen deutschen und europäischen Literatur.

Was ich von diesem umfassenden – und einem Einzelnen wohl unerfüllbaren – Programm in diesem Buch selbst in Angriff genommen habe, ist die grundlegende Diskussion des Gattungsraums, die klassifizierende Analyse von Thematik und Personal, die zugleich wichtige Kriterien zur Beurteilung der typologischen Binnengliederung liefert, und eine Behandlung des (unter 6. charakterisierten) literatursoziologischen Problemkreises, er-

gänzt durch eine kurze Darstellung der Forschungsgeschichte. Die beigegebene umfassende Bibliographie ist eine Frucht der im Vorwort berührten Fundamentierungsbemühung und will als ein selbständiges Arbeitsinstrument zum Nutzen aller künftigen Märenforschung verstanden werden.

Daß dies nur Bruchstücke einer Gattungsmonographie sind,⁶⁵ habe ich durch die obige Skizzierung eines denk- und wünschbaren Forschungsprogramms hoffentlich zur Genüge zum Ausdruck gebracht. Die Beibehaltung des „offenen“ Arbeitstitels ‚Studien zur deutschen Märendichtung‘ mag ein Übriges tun. Größere Gebäude, die die Arbeitskraft und die Zeitreserven eines Einzelnen übersteigen, müssen von Mehreren errichtet werden, aber einer von ihnen muß unten anfangen. Sein Los ist es erfahrungsgemäß nicht nur, daß ihm vielleicht die mühseligsten und undankbarsten Aufgaben zufallen, sondern auch, daß die den Grund legenden und damit gleichsam unter der Erde liegenden Teile seiner Arbeit hinterher am wenigsten zur Geltung kommen. Aber dieses Los soll mich nicht bekümmern, wenn nur das Fundament, das ich zu schaffen bemüht bin, sich als genügend gegründet und standfest erweist, in Zukunft einmal solides Mauer- und Strebewerk zu tragen.

⁶⁵ Die Lektüre der damals ungedruckten, jetzt im Druck befindlichen Habilitationsschrift K.-H. SCHIRMERS (s. Anm. 60) hat mich mehrfach dazu angeregt, meine Positionen zu verdeutlichen und abzusichern oder meine Überlegungen zu ergänzen und weiterzuführen, ohne daß alle dadurch entstandenen Kontaktstellen im einzelnen bezeichnet worden wären. [1969 gedruckt (A III,22).]

II

Die Gattung „Märe“: Begriff und Bereich

Wie der forschungsgeschichtliche Abriß zeigte, hat die Märendichtung seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts im Blickfeld der germanistischen Wissenschaft gestanden. In all diesen Jahren hat man sie ausdrücklich oder stillschweigend als eine selbständige, von anderen Dichtungsarten sichtbar abgesetzte literarische Gattung angesehen, aber niemals ist bisher der Versuch gemacht worden, ihre konstitutiven Merkmale auf breiter Basis zu analysieren, ihre Grenzen nach allen Seiten hin abzustecken und das von ihr überdeckte Areal systematisch zu triangulieren. Daß ich ihn hier unternehme, geschieht aus der Überzeugung heraus, daß ohne diesen Akt der Grundlagen-sicherung eine über das Einzeldenkmal und das Einzelproblem hinausgreifende Märeforschung nicht möglich ist und somit also auch die im weiteren Fortgang dieses Buchs angefaßten Probleme nicht gelöst werden können.

Die Notwendigkeit glaube ich nicht weiter erörtern zu müssen, wie aber steht es mit der Durchführbarkeit dieses Versuches?¹ Erste Voraussetzung für ein Gelingen ist natürlich eine hinreichend ausgeprägte morphologische Individualität des Märes. Ich halte sie – mit der älteren Forschung – für gegeben und möchte gegen eine vielleicht bereits hier auftretende Skepsis betonen, daß es meiner Meinung nach nichts verschlägt, wenn hier und da die Grenzen verschwimmen. Noch weniger, denke ich, sollten wir uns darüber beunruhigen, daß das Mittelalter diese morphologische Individualität vielleicht nicht deutlich erkannte. Man darf ja nicht vergessen, daß der mittelalterliche Mensch im kategorialen Denken (und somit auch in litera-

¹ Auf die Problematik der Gattungsbetrachtung im allgemeinen gehe ich nicht ein. Darüber gibt es eine Fülle gelehrter Äußerungen, für die folgende drei als Beispiele stehen mögen: K. VITOR, Probleme der literarischen Gattungsgeschichte. DVjs 9 (1931) S. 425–447; E. LÄMMERT, Bauformen des Erzählens. Stuttgart 1955. ²1967. S. 9–18; H. KUHN, Gattungsprobleme der mittelhochdeutschen Literatur. München 1956 (MSB 1956,4).

turwissenschaftlicher Kategorienbildung) weniger geschult war, als der moderne es ist, und im Grundsätzlichen: daß die Existenz von Gattungen von ihrer subjektiven Erkenntnis unabhängig ist. Ich sehe also im Prinzip keinen Anlaß zu vorzeitiger Resignation und auch nicht zu der Besorgnis, die H. TIEMANN im Hinblick auf eine Gattungsbestimmung des Fabliaus geäußert hat,² daß unsere Analyse notwendig nur ein „modernes philologisches Laboratoriumsprodukt“ hervorbringen könne.

Ausführlicherer Diskussion bedarf die Frage der Methode. Die ältere Märenforschung (sofern sie überhaupt auf die Gattung reflektierte) glaubte – und dasselbe gilt für die Verfasser breiter-angelegter literarhistorischer Darstellungen von der Art der ‚Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland‘³ H. H. BORCHERDTS – das Definitions- und Exklusionsproblem mittels eines *salto mortale* vom Sprungbrett des neuzeitlichen Novellenbegriffs auf eine ebenso schnelle wie elegante Art lösen zu können. Ich halte dies für einen Irrglauben, und zwar aus folgenden Gründen. Zunächst einmal: den neuzeitlichen Novellenbegriff gibt es gar nicht,⁴ es gibt nur – wie die jüngste Literatur seit W. PABSTS temperamentvoller Attacke gegen die germanistische Novellendoktrin⁵ immer deutlicher sehen lehrt⁶ – eine Vielzahl „jeweiliger“ Novellenbegriffe, deren Verschiedenheit, ja Unvereinbarkeit für den weiterab Stehenden durch die Identität der Benennung verdeckt ist. Die Vielfalt der Begriffe ist aber – schärfer ins Auge gefaßt – nur ein Abbild der Vielfalt der dahinterstehenden historisch-realen Phänomene. In der zugespitzten Formulierung von PABST⁷ heißt das: es gibt schon innerhalb des Rahmens der neueren Literatur keine „Novelle“

² A V, 15, S. 411.

³ Bd. I, Leipzig 1926. Ich nenne gerade dieses Werk, weil es zeitweise auch für Belange des Märes wie eine Autorität zitiert wurde; ebensogut könnte man auf den Artikel ‚Novelle‘ (J. KLEIN) im RL³ II (S. 685–701, dort besonders S. 687) verweisen.

⁴ Ich sehe dabei ab von der volksläufigen Idealvorstellung (die allerdings allmählich zum Topos zu erstarren beginnt), daß der Begriff der Novelle dort erfüllt sei, wo die Merkmale „unerhörte Begebenheit“ (Goethe), „Wendepunkt“ (Tieck) und „Falke“ (Heyse) zusammentreffen.

⁵ Novellentheorie und Novellendichtung. Zur Geschichte ihrer Antinomie in den romanischen Literaturen. Hamburg 1953, und bereits zuvor: Die Theorie der Novelle in Deutschland (1920–1940). Romanist. Jb. 2 (1949) S. 81–124.

⁶ B. VON WIESE, Novelle. Stuttgart³ 1967. S. 1–33; M. SCHUNICHT, Der „Falke“ am „Wendepunkt“. Zu den Novellentheorien Tiecks und Heyses. GRM 41 (1960) S. 44–65; K. K. POLHEIM, Novellentheorie und Novellenforschung. Ein Forschungsbericht 1945 bis 1964. Separatdruck aus DVjs 38 (1964) Stuttgart 1965.

⁷ Novellentheorie ... (s. Anm. 5) S. 245.

sondern nur „Novellen“. Damit ist es aber – ich komme zu meinem zweiten Argument – von vornherein unwahrscheinlich, daß irgendeine der aus neuzeitlicher Literatur abstrahierten (oder auch durch Rekurs auf Boccaccio gewonnenen) Novellendefinitionen das Phänomen „Märe“ deckt; wer auf ein paar Ähnlichkeiten hin eine solche dem Märe substituiert, macht sich einer *petitio principii* schuldig, die sich in kürzester Frist mit schiefen Ergebnissen rächt. *Vestigia terrent!*

Ich halte es demnach methodisch für geboten, davon auszugehen, daß neuzeitliche Novelle – was immer man darunter versteht – und mittelalterliches Märe zwei verschiedene Dinge sind. Dieses Arbeitsprinzip hat aber auch eine terminologische Konsequenz: die – hier zunächst hypothetisch gesetzte – Andersartigkeit von mittelalterlichem und neuzeitlichem Phänomen läßt es nicht empfehlenswert erscheinen, für beide den gleichen Namen zu brauchen. Dies stellt uns vor die Notwendigkeit, für unseren Gegenstand eine neue Benennung zu finden. Als solche bietet sich – wie schon von früheren Forschern, z. B. von E. SCHRÖDER, erkannt⁸ – in erster Linie „Märe“ an, weil dieser Terminus noch nicht anderweitig okkupiert ist und seine Verwendung zur Bezeichnung unserer Gattung einen gewissen Rückhalt im mittelalterlichen Sprachgebrauch hat.⁹ Die Wahl der Benennung ist aber grundsätzlich von untergeordneter Bedeutung – wer mit „Märe“ nicht einverstanden ist, möge etwas Besseres vorschlagen –; wesentlich allein erscheint mir, daß der Name „Novelle“ ferngehalten wird.

Der anachronistische Weg von der „Novelle“ – als der modernen Kunstform – zum Märe muß also als ungangbar ausgeschlossen werden. Aber ebensowenig erfolgversprechend scheint mir ein zweites gelegentlich erwogenes deduktives Verfahren zu sein: die Annäherung an das Märe von der „Novelle“ – als einer hypothetischen Natur- und Urform¹⁰ – aus.¹¹ Um kurz zu sein: ich halte jeden Deduktionsversuch¹² für aussichtslos und glaube, daß nur eine umfassende Induktion zu tragfähigen Ergebnissen führen kann.

⁸ S. den Artikel ‚Mære‘ im RL (A III, 17).

⁹ S. u. S. 80–84.

¹⁰ E. LÄMMERT (s. Anm. 1) S. 15f. formuliert: „allzeitige Möglichkeit, ahistorische Konstante“.

¹¹ Da dieses Kapitel ja ein Beitrag zur Literaturgeschichte, nicht zur spekulativen Poetik ist, wird man keine Auseinandersetzung mit den Theorien von A. JOLLES – darüber zuletzt zusammenfassend und kritisch W. MOHR, RL ²I, S. 321–328 – erwarten.

¹² Eine „mittelalterimmanente“ Deduktion wird durch das Fehlen einer generellen gattungspoetischen Besinnung wie auch theoretischer Einzelbemerkungen vereitelt.

Ihre Langwierigkeit und ihre Gefährdung durch den bekannten hermeneutischen Zirkel muß *faute de mieux* in Kauf genommen werden.

Wir werden somit unsere Gattungsdiskussion – und das ist das wesentlich Neue dieses Versuchs – ganz auf Empirie gründen, auf ein geduldiges Analysieren und Beschreiben der morphologischen Gegebenheiten bei gleichzeitiger Einprojizierung dieser empirisch erhobenen Befunde in ein allmählich aufzubauendes Ordnungsgitter. In der Praxis muß das so aussehen, daß wir einen bestimmten Denkmälerkomplex – es braucht nicht die mittelalterliche Literatur *in toto* zu sein – zur Ausgangsbasis wählen und von diesem aus durch fortschreitende Exklusion des Andersartigen allmählich zu dem Gesuchten vorzudringen versuchen.

Die Frage, welchen Denkmälerkomplex wir unserer Untersuchung zugrundelegen sollen, wird durch die mittelalterliche Überlieferung eindeutig beantwortet: es ist jener Komplex in Reimpaaren abgefaßter Kleindichtungen, in deren Mitte das Märe üblicherweise in Sammelhandschriften auftritt. Der Begriff der Reimpaardichtung braucht nicht näher erläutert zu werden. Aber auch der Begriff Kleindichtung ist – wenigstens für unser erstes Bedürfnis – schnell umschrieben, wenn wir hier die höchsten Verszahlen eines Einzeldenkmal in ein paar repräsentativen Sammelhandschriften notieren: Cpg. 341 und Karlsruhe 408: ca. 2250 Verse (‚Pfaffe Amis‘),¹³ Wien 2705: 1202 Verse (Konrad von Würzburg ‚Die goldene Schmiede‘), Dresden M 68: 2399 Verse (Johann von Konstanz ‚Minnelehre‘), Donaueschingen 104: 1890 Verse (‚Kloster der Minne‘); die Durchschnittszahlen liegen natürlich wesentlich niedriger, ich schätze zwischen 150 und 300 Versen.

Bevor ich damit beginne, die von dieser universalen Rahmenform umgriffenen Einzelgenera zu diskutieren, muß ich noch ein paar Worte über Bedingungen und Grenzen der folgenden Untersuchung sagen. Als Wichtigstes: ich habe weder die Absicht noch die Möglichkeit, ein vollständiges und perfektes Linnésches System der kleinen Reimpaardichtung zu entwickeln. Einmal muß ich, obwohl ich im Verlaufe meiner Studien viele Hunderte von Texten gelesen habe, damit rechnen, daß mir hier und da ein literarisches Genus oder doch ein Subgenus entgangen ist und daß deshalb das entworfene Spektrum Lücken aufweist. Zum anderen erwies es sich als unmöglich und auch als untunlich, die verwendeten Kategorien alle in einer einzigen Ebene zu halten, so daß sich Gruppen also in gewissem Umfange

¹³ Die genaue Verszahl kann ich nicht angeben, weil vom ‚Pfaffen Amis‘ bekanntlich noch keine kritische Ausgabe existiert.

überschneiden.¹⁴ Schließlich mußte das ganze Klassifikationsgitter sehr grobmaschig angelegt werden, um überhaupt arbeitsfähig zu bleiben. Das bedingte in der Hauptsache der eigenartige und für die Gattungsfamilie als Ganze höchst bezeichnende Umstand, daß die Amplitude der Einzelgenera nicht selten so weit ausschwingt, daß es zu einer Berührung der jeweiligen extremen Ausformungen und damit zu kontinuierlichen Übergängen kommt,¹⁵ die eine hochdifferenzierte Grenzziehung ausschließen. Aber auch wenn man sich zu einem großzügigerem Vorgehen versteht, bleibt angesichts dieser Tatsache das Geschäft oft schwierig genug, und mitunter gibt es keinen anderen Ausweg, als den Gesichtspunkt der Häufigkeit zur Unterstützung beizuziehen: die unterscheidenden Hauptmerkmale einer Gattung sind – unter Vernachlässigung der Rand- und Übergangszonen, die sich durch die abfallende Häufigkeitskurve zu erkennen geben – dort abzulesen, wo das überlieferte Textmaterial seine größte Tiefenstaffelung zeigt. Durch diese Konzentration auf die zentrale Ausformung jeder Gattung vereinfachen wir das Bild vom Gefüge der kleinen Reimpaardichtung beträchtlich, ohne daß die Erreichung unseres praktischen Zwecks dadurch gefährdet würde.

Noch eine Bemerkung zur Terminologie. Über „Märe“ ist bereits gesprochen worden. Für die übrigen Gattungen kleiner Reimpaardichtung verwende ich entweder den bereits üblichen Benennungsapparat (ohne mich im einzelnen kritisch mit ihm auseinanderzusetzen), oder ich führe – wo er mir nicht auszureichen scheint – neue Bezeichnungen ein. Ich betone aber: wie die ganze Klassifikation so hat auch die Terminologie experimentellen Charakter. Ich bin überzeugt, daß sie sich – neu wie alt – noch an vielen Stellen verbessern und präzisieren läßt (wobei man sich allerdings von einer Beobachtung des mittelalterlichen Sprachgebrauchs keine große Hilfe erwarten darf), und möchte mein Bezeichnungssystem nur als Vorschlag zu einer Sprachregelung verstanden wissen.

Die kleinen Reimpaardichtungen bilden eine Familie vermöge der Gemeinsamkeit ihrer äußeren Form. Deshalb muß sich ein Klassifizierungsversuch wie der folgende als Mittel zu einer feineren Differenzierung vor-

¹⁴ Danach kann also ein bestimmtes Denkmal sowohl (inhaltlich) als Mirakel klassifiziert sein als (formal) als Bispel, ein anderes sowohl als Minnerede wie auch als Streitgespräch, usw.

¹⁵ Über analoge Verhältnisse in der altfranzösischen Literatur vgl. H. TIEMANN (A V, 15, S. 411): Das Fabliau sei nur „innerhalb der großen Gattung der altfranzösischen Kurzerzählungen“ zu fassen. Darum auch die vielen gleitenden Übergänge zwischen den einzelnen Genres der Lais, der Dits, der Fabeln und Fabliaux.

wiegend der Kriterien des Inhalts bedienen. Sie stellen auch den wichtigen grundsätzlichen Aspekt zur Verfügung, der, in der Forschung längst bekannt, aber nie genügend aktiviert, im Prinzip eine Zweigliederung des ganzen Textmaterials ermöglicht, ich meine die Unterscheidung von „Reden“ (oder „Sprüchen“)¹⁶ und „Erzählungen“. Diese beiden „Grundarten“ sind charakterisiert durch das Vorherrschen entweder des Rasonnements, der stagnierenden Erörterung, die Gedankenfolgen in lediglich logischer Verknüpfung reiht (es wird etwas „beredet, besprochen“), oder des bewegten Vorgangs, dessen Einzelgeschehnisse in irgendeiner Form der zeitlichen Sukzession ablaufen (es wird etwas „erzählt, berichtet“). Wenn auch in kaum einer der uns bekannten Gattungen ein „redenhafter“ oder „erzählungshafter“ Inhalt ganz reine Verkörperung gefunden hat, so lassen sich nach der Lage ihres inneren Schwerpunktes doch alle in ihrem Kernbestand einem dieser beiden Grundtypen zuweisen; lediglich das Bispel nimmt geradezu *per definitionem* eine Zwischenstellung ein.

Keine Möglichkeit zu einer grundsätzlichen Zweigliederung bietet dagegen ein Begriffspaar der inneren Form: monologisches und dialogisches Darstellungsprinzip;¹⁷ denn bei fast allen Mitgliedern der Gattungsfamilie werden *in praxi* beide als mehr oder weniger gleichberechtigte Möglichkeiten (oft auch in Mischung) angewandt. Für die Lösung einzelner Abgrenzungsprobleme kommt ihm jedoch eine gewisse Bedeutung zu, so daß eine vorbereitende Erörterung geboten scheint. Fast jeder poetische Stoff läßt sich als monologische Aussage des Dichters oder einer mit seiner Funktion betrauten Rolle darstellen oder aber als – gegebenenfalls mit etwas Szenar verbrämtes – Gespräch zweier oder mehrerer zu diesem Zweck geschaffener Gestalten (Figurendialog). Dabei bietet das schwieriger zu handhabende dialogische Prinzip gewisse darstellerische Vorteile – ein zeitlich und räumlich begrenzter Vorgang kann „von selbst“ ablaufen, ein gedanklicher Gehalt kann aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden –, die erklären mögen, warum sich unter den mittelhochdeutschen kleinen Reimpaardichtungen so viele ausgesprochene Dialog- (und später auch Revue-)szenen finden. Wieweit sie den „Reden“ oder den „Erzählungen“ zuzurechnen sind, ist nicht immer leicht zu entscheiden, doch kann

¹⁶ Wenn in diesem Buch von „Sprüchen“ die Rede ist, so sind stets die „Sprechsprüche“ gemeint; für das lyrische Gegenstück verwende ich nur die Bezeichnung Sangspruch. Zum terminologischen Problem vgl. H. SCHNEIDER, RL ³III, S. 287 bis 293.

¹⁷ Dieses Begriffspaar liegt auch der HEUSLERSchen Scheidung von „einseitigem“ und „doppelseitigem“ Ereignislied zugrunde.

die Frage nach dem dichterischen Intentionskern auch hier in jedem Falle hinlängliche Klarheit schaffen. Wo es im wesentlichen um die dialektische Entwicklung einer Lehre¹⁸ oder gedanklichen Erkenntnis¹⁹ geht, werden wir von „Redeszenen“ sprechen müssen, selbst wenn das Gespräch wie so oft bei Minnereden in epischer Einkleidung dargeboten wird. Poetisierte Gespräche jedoch, in denen dieser gedankliche Gehalt fehlt und statt dessen ein äußerer oder innerer,²⁰ wenn auch geringfügiger Vorgang Gestalt gewinnt, werden wir als „Erzählenszenen“ auffassen dürfen, die als eine des epischen Berichts in hohem Grade entkleidete Sonderform der Erzählung gelten können.

Damit ist der Punkt erreicht, wo wir in die Erörterung der einzelnen Genera eintreten können. Ich kann mich natürlich nicht darauf einlassen, den Gang der Enquete selbst mit seinem komplizierten Hin und Her zwischen Einzel- und Typenerkenntnis nachzuzeichnen, sondern muß mich damit begnügen, unter Vernachlässigung weniger wichtiger Details die Hauptergebnisse zu skizzieren, die für charakteristisch und unterscheidend erachteten Hauptmerkmale jeder Gattung zusammenzustellen. Da eine rein periphrastische Darlegung allzu leicht unanschaulich bleibt, werde ich jedesmal „Schulbeispiele“ namhaft machen, die ich teilweise im „Regest“ (kurze Texte auch im Originalwortlaut) vorstelle. Um mich möglichst wenig vom thematischen Zentrum dieses Buches zu entfernen, entnehme ich sie nach Möglichkeit dem Oeuvre von Märenautoren, wie dem Stricker, Herrand von Wildonie, Konrad von Würzburg, Kaufringer, Rosenplüt, Folz u. a. oder, wo dies nicht angeht, einer der großen Märensammlungen, wie dem Cpg. 341, der Wiener (w), Donaueschinger, Karlsruher (usw.) Handschrift.

Die älteste Gattung der Redendichtung ist die schon durch zahlreiche frühmittelhochdeutsche Beispiele seit dem ‚Memento mori‘ bezeugte geistliche Rede, die im 13. Jahrhundert besonders vom Stricker, im 14. von Heinrich dem Teichner und seinen Nachahmern (darunter auch Heinrich Kaufringer) gepflegt wurde und auch im 15. Jahrhundert (Rosenplüt,

¹⁸ Vgl. etwa des Strickers ‚Frau Ehre und die Schande‘ (G. ROSENHAGEN, A 1,11, Nr. 176) oder des Teichners Gedicht Nr. 587 (H. NIEWÖHNER, B 57,1).

¹⁹ So in den zahlreichen Streitgesprächen um den Vorzug einer Person oder Sache vor der anderen, wie z. B. ‚Minner und Trinker‘ (LS II, Nr. 129), ‚Henne und Fisch‘ (KE S. 571–573).

²⁰ Dies trifft vor allem auf einige Szenen des Strickers zu, die rein seelische Vorgänge wie Entzweiung und Versöhnung, Erzürnung und Besänftigung u. ä. darstellen, z. B. das ›EHESCHIEDUNGSGESPRÄCH‹.

Folz; viel anonymes Gut in der Donaueschinger Handschrift) noch eine bedeutende Rolle spielt. Ihre Thematik läßt sich allgemein als „religiös“ charakterisieren; eine detaillierte Darlegung der Inhalte, gegliedert etwa in die Gruppen Dogmatik,²¹ Katechese,²² Moraltheologie,²³ Panegyrik²⁴ und ähnlich, wäre aber bereits eine so umfangreiche Aufgabe, daß der hier gesetzte Rahmen gesprengt würde. Die gelegentliche Verwendung illustrativer Beispiele – oft mit allegorischer Auslegung – im Innern von geistlichen Reden läßt vereinzelt die Grenze zum geistlichen Bispel fließend erscheinen.²⁵ Ich wähle zur Demonstration eine kurze geistliche Rede des Strickers:

„Die drei größten Sünden“²⁶ (68 Verse)

Drei Dinge sind Gott und den Menschen zuwider: die Hoffart des Armen, die Unwahrhaftigkeit des Reichen und die Fleischeslust des Alten. Arme, Reiche und Alte halten ihre Sünde für klein im Vergleich zu anderen Sünden, aber in Wahrheit sind die drei genannten die allergrößten. – Armut und Hochmut passen nicht zusammen. Ein Armer soll demütig sein. Wenn ein hoffärtiger Armer auch noch reich wäre, würde seine Hoffart keine Grenzen kennen. – Wer reich ist, sollte wahrhaft sein, denn nichts zwingt ihn zur Unwahrheit. Wäre ein solcher lügnerischer Reicher arm, so würde er alle Teufel im Lügen übertreffen und Himmel und Erde belügen. – Wem Gott ein hohes Alter beschert, soll seinen Gelüsten widerstehn. Wäre ein solch unkeuscher Alter jung, so würde er alle Teufel mit seiner Unzucht übertreffen. Deshalb sagt Salomon, daß alle drei den gleichen Lohn bei Gott und den Menschen erhalten. Alle drei sündigten noch viel mehr, wenn sie nur könnten. Ihr Verlangen zu sündigen ist unersättlich, und darum wird ihre Sündenstrafe unendlich sein.

Die weltlich-didaktische Rede zielt auf eine Unterweisung des Menschen im rechten Weltverhalten, und zwar – allgemein gesprochen – unter dem Aspekt des Moralischen. Die thematische Spannweite, die jener der geistlichen Rede nur wenig nachsteht, reicht von der ethischen Grundsatzerörterung über (bis zum Grobianismus) handfeste Lasterschelten bis hin zu Darlegungen über Fragen der praktischen Etikette wie z. B. den Tisch-

²¹ Stricker ‚Der heilige Geist‘ (SCHWAB Nr. 1).

²² Folz ‚Beichtspiegel‘ (FF Nr. 25).

²³ S. das unten vorgestellte Gedicht.

²⁴ Konrad von Würzburg ‚Die goldene Schmiede‘.

²⁵ Darüber neuerdings aufschlußreich: U. SCHWAB, Zur Interpretation der geistlichen Bispelrede. *Annali dell'Istituto Universitario Orientale di Napoli. Sezione Germanica* 1 (1958) S. 153–181.

²⁶ K. A. HAHN, B 127,2, S. 41–44.

zuchten. Autoren und Fundstellen sind weithin dieselben wie bei der geistlichen Rede. Als Beispiel wieder ein Stricker-Gedicht:

„Warnung vor der Torheit der Frauen“²⁷ (212 Verse)

Gegen törichte Frauen gibt es kein Mittel. Da sind solche, die ihren rechtschaffenen Mann nicht lieben, andere, die unerschütterlich zu ihrem Taugenichts halten, wieder andere, die einem Mann, den sie gering achten, das Geld abnehmen und es einem anderen geben, der von ihnen nichts wissen will. Gegen soviel Torheit ist ein Mann machtlos. Niemand soll sich auf den Ratschlag einer Frau verlassen. Frauen haben oft nur den Verstand eines Kindes. Ein einziger weiser Mann hat mehr Weisheit als alle Frauen zusammen. Der Frauen Sinn ist nur auf schöne Kleider gerichtet; würden sie ebenso begierig sein auf die Tugend, dann wären sie wie Engel. Wäre ein Mann noch so rechtschaffen, seine törichte Frau hielte doch wenigstens drei schlechtere für besser. Es ist wie bei einem kleinen Kinde: schenkt man ihm einen Pfennig und hält ihm nachher ein Ei hin, dann gibt es den Pfennig um das Ei. Könnte eine Frau einkaufen wie sie wollte, sie kaufte bestimmt ein Ei um einen Pfennig. Für Frauen muß man viel mehr ausgeben, als sie wieder einbringen. Dafür müßten sie sich dem Manne gegenüber durch besonderes Wohlverhalten erkenntlich zeigen. Hätten die Frauen über die Männer Gewalt wie diese über sie, dann wären sie gewiß nicht bereit, ihnen soviel Torheit nachzusehen. Darum ist es gut, daß die Gewalt bei den Männern liegt. Nun gibt es aber auch Frauen, die die Herrschaft über ihren Mann erstreben. Das kommt davon, wenn Männer ihren Frauen gegenüber zu gut sind. Schafe muß man hüten, Rosse unter dem Zaume halten, sonst werden sie zu wild. Wer seiner Frau nachgibt, verliert auch ihre Liebe. Ein Mann muß bei aller Zuneigung zu seiner Frau den Verstand behalten. Eine Frau, die ihren Mann beherrscht, macht ihm das Leben zur Qual, und beide verlieren ihr Ansehen bei den Leuten. Wer etwas auf sich hält, sollte nicht in allen Dingen einer törichten Frau folgen. Sollte eine Frau mich wegen dieses Rates anfeinden, so gibt sie damit zu erkennen, daß sie nach der Herrschaft über ihren Mann strebt.

Durch die Neigung zu sentenzenhafter Knappheit formal unterschieden, aber thematisch prinzipiell gleichartig und daher als Sonderform der weltlich- (bzw. geistlich-)didaktischen Rede zu betrachten ist die Kurznomik, die im 13. Jahrhundert in Freidanks ‚Bescheidenheit‘ ihre richtungweisende Ausprägung findet. Dieses so außerordentlich beliebte Werk erscheint in Sammelhandschriften kleiner Reimpaardichtungen²⁸ öfter in kleine Partien

²⁷ ROSENHAGEN, A 1,11, Nr. 117.

²⁸ Vgl. Wiener Hs. 2705, Nr. 213–230, LS II, Nr. 96–117, Liederbuch der Clara Hätzlerin (s. HALTAUS-FISCHER S. 392–395).

wechselnder Zusammensetzung aufgelöst, die einen neuen Typ, den Sentenzen-Cento, repräsentieren, der gelegentlich auch aus „freiem“ Material²⁹ nachgebildet wird.

Auch das weltliche Fachschrifttum verschiedenster Observanz hat sich der Form der kleinen Reimpaardichtung bedient und dabei ein Genre hervorgebracht, das ich versuchsweise das fachliterarische Spruchgedicht nennen möchte. Die schönsten Beispiele aus unserem engeren Beobachtungsfeld finden sich bei Hans Folz in seinem ‚Hausratbüchlein‘, ‚Konfektbüchlein‘, ‚Branntweinbüchlein‘, ‚Bäderbüchlein‘ und ‚Pestregimen‘.³⁰

Mit der weltlich-didaktischen Rede steht die politisch-didaktische Rede stellenweise in enger Berührung; gleichwohl möchte ich sie als ein selbständiges Genus ansprechen. Ihr Gegenstand ist die kritische Bewertung politischer und in gewissem Umfange auch gesellschaftlicher³¹ Zustände und, damit verbunden, politische Ermahnung, gelegentlich auch etwas politische Theorie. Eine Anschauung geben u. a. die Dichtungen Lupold Hornburgs (C. H. BELL und E. G. GUDDE, *The Poems of Lupold Hornburg*. Univ. of California Press. Berkeley und Los Angeles 1945), Peter Suchenwirts (PRIMISSER Nr. 27. 33. 37) und des Teichners (z. B. Nr. 591 = LS III, Nr. 207 über einen fiskalischen Streitfall zwischen Kaiser und Papst; dazu ausführlich I. FUNK, *Heinrich der Teichner und die Geistlichkeit*. Diss. Wien 1930. S. 37–44, wo das Gedicht auf 1364 datiert wird). Als Beispiel ein Gedicht von Hans Folz (FF Nr. 33):

‚Das Römische Reich‘ (874 Verse)

Rahmensituation: Spaziergang des Dichters zu einem *locus amoenus*, wo er einen Wappendichter trifft, der ihn über Ursprung und augenblicklichen Zustand des Römischen Reichs belehrt. Nun folgt (aus dem Mund des Wappendichters) ein Abriß der Weltgeschichte von der Sintflut bis ins Mittelalter, dazu anhangsweise eine Darstellung der sog. Quaternionen. Der Dichter bedankt sich und beginnt nun selbst über das Römische Reich nachzudenken. Er beklagt den augenblicklichen Tiefstand der Staatsmacht, der das Vordringen der Türken begünstigt, den Eigennutz der Fürsten, den Einfluß der Juden, die allgemeine Zwietracht und Bestechlichkeit. Bitte zu Gott, diesen Übelständen zu steuern und die geplagte Christenheit zu retten.

Ich unterscheide davon ein komplementäres Paar aktuell-zeitbezogener Reden, die ich politisch-enkomiastische und politisch-skomma-

²⁹ LS III, Nr. 238.

³⁰ FF Nr. 40–44. Ich verzichte hier auf die Anführung eines Beispiels im Regest.

³¹ Hier liegt die Kontaktstelle zur weltlich-didaktischen Rede.

tische Rede nennen möchte. Wie die Benennung besagt, handelt es sich einerseits um Lobgedichte³² auf historische Persönlichkeiten (Fürsten) oder Institutionen (Städte),³³ andererseits um Schmähedichte³⁴ gegen dieselben.

Von den genannten politischen Enkomia heben sich die Ehrenreden³⁵ durch ihren mehr privaten, man könnte auch sagen durch ihren mehr gesellschaftlichen Charakter ab.³⁶ Ihren Ausgangspunkt bildet oft die z. T. mit Wappenblasonierungen aufgeputzte³⁷ Schilderung eines Kriegs-³⁸ oder Gesellschafts-Ereignisses (Turnier), bei dem sich der Laudandus besonders auszeichnete. Andere dieser „Ehrenreden“ ranken sich an der Biographie des Helden empor; sie sind häufig als Nekrologe³⁹ stilisiert und berühren sich in ihrer poetischen Ausstattung (Verwendung allegorischer Rollensprecher, Ausfahrteinkleidung u. a.) gelegentlich mit den (soziologisch verwandten) Minnereden. Als Beispiel eine Ehrenrede von Peter Suchenwirt⁴⁰:

³² S. dazu allgemein W. MOHR, RL ³III, S. 180f.

³³ Ich meine damit die Enkomia auf Städte, die seit Rosenplüts ‚Spruch von Nürnberg‘ vom Jahre 1447 (VL III, 1095) in der deutschen Literatur heimisch werden. Dazu allgemein RL ⁴IV, S. 89f.; W. HAMMER, Latin and German Encomia of Cities. Univ. of Chicago Diss. 1937; A. TAYLOR, Problems in German Literary History of the fifteenth and sixteenth Centuries. New York und London 1939. S. 117–123, 163f.

³⁴ Vgl. LILIENCRON I, Nr. 41 auf König Wenzels Landfrieden; LS III, Nr. 187 auf Ludwig den Baiern und VL II, 54 ‚Heinz Gluf‘ (R. WESTERMANN).

³⁵ Die meisten Gedichte dieses Typs kennen wir von Peter Suchenwirt, vgl. die Ausgaben von PRIMISSER und G. E. FRIESS (Fünf unedirte Ehrenreden Peter Suchenwirts. WSB 88, 1878, S. 99–126; Nr. 5 eine Ehrenredenparodie!); dazu O. WEBER (Peter Suchenwirt. Studien über sein Wesen und Werk. Greifswald 1937).

³⁶ Eine merkwürdige Zwischenstellung nimmt Rosenplüts Spruch auf Herzog Ludwig von Bayern (LILIENCRON I, Nr. 110) ein; er beginnt wie eine Ehrenrede, geht dann aber in eine politisch-didaktische Rede über.

³⁷ Vgl. VL V, 420–422 ‚Johann Holland‘ (H. ROSENFELD) und allgemein RL ²I, S. 650 bis 653 (G. BEBERMEYER); H. ROSENFELD, Nordische Schilddichtung und mittelalterliche Wappendichtung. ZfdPh 61 (1936) S. 232–269, besonders S. 248–256.

³⁸ Die ältesten Beispiele dürften wohl die zuletzt von A. BACH herausgegebenen Gedichte von der ‚Böhmschlacht‘ und der ‚Schlacht bei Göllheim‘ sein (Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim. Bonn 1930. S. 193–219).

³⁹ Vgl. die Totenklage auf Werner von Hohenberg (LS II, Nr. 128), von K. BARTSCH in seinen ‚Schweizer Minnesängern‘ (Frauenfeld 1886; Nachdruck: Darmstadt 1964) S. CLXXVI–CLXXXI kritisch ediert, Lupold Hornburgs ‚Derbermliche Klage‘ (BELL-GUDDE, [s. S. 38] S. 249–251) und weitere Texte bei Peter Suchenwirt (s. das ausführlicher referierte Beispiel).

⁴⁰ PRIMISSER Nr. 7.

„Burggraf Albrecht von Nürnberg“ (240 Verse)⁴¹

Hört, ihr Ritter, Damen und Wappendichter, meine Klage über einen Mann, der das Muster eines edlen Ritters war. Der Tod hat ihn hinweggerafft. Er hat alle Rittertugenden besessen und stets ein ritterliches Leben geführt. Dies waren seine Taten: Teilnahme an einem Krieg in Schottland, an einem Preußenzug, an einer Pilgerfahrt ins heilige Land, an einem Kriegszug König Ludwigs von Ungarn in Apulien ... [die Aufzählung setzt sich fort]. Alle sollen mit mir um ihn klagen; die heilige Jungfrau und Gottvater mögen sich seiner Seele annehmen. Dies war sein Wappen: ... [es folgt die Blasonierung des Wappens]. Beklagt alle mit mir den edlen Burggrafen Albrecht und wünscht seiner Seele, daß sie Gott empfangt!

Bereits klarer umrissen⁴² ist in der Forschung der Begriff der Minnerede, obwohl auch er im einzelnen noch mancher Diskussion bedarf. Der Wortbedeutung gemäß umfaßt diese Gattung die „reden“hafte, d. h. im Kern nicht erzählende, sondern reflektierende, bekennde, panegyrische oder didaktische Kleindichtung mit Minnethematik. Die sogenannten Minneallegorien⁴³ (besser allegorischen Minnereden) stellen einen (oft nicht mit ausreichender Sicherheit selektierbaren) Sondertyp dar, der durch die Verwendung besonderer darstellerischer Mittel, personifizierter (canifizierter) Abstraktbegriffe oder sinnbildlich gedeuteter Gegenstände, Vorgänge und Situationen ausgezeichnet ist. Thematisch steht eine älter bezeugte,⁴⁴ objektiv-didaktische Gruppe mit Erörterungen von Fragen des Minnekomments oder Darlegungen der Minnedoktrin und ihrer Einordnung in eine allgemeine Wertwelt einer subjektiv bekenntnishaften gegenüber, in

⁴¹ Der Abdruck bei PRIMISSER weist eine größere Lücke auf.

⁴² Dies ist vor allem das Verdienst H. NIEWÖHNERs, der in seinem umfangreichen Artikel VL III, 404–424 einen Überblick über Typen, Geschichte und Textbestand der Minnereden gegeben hat (mit Rücksicht darauf verzichte ich hier weitgehend auf den Nachweis von Beispielen). Ein Verzeichnis von allegorischen Minnereden brachte K. MATTHAEI, *Das „Weltliche Klösterlein“ und die deutsche Minneallegorie*. Diss. Marburg 1907. S. 10–12. Beide Veröffentlichungen weisen allerdings noch immer nicht den ganzen Textbestand dieser so ungemein reich entwickelten Gattung nach, doch ist ein umfassendes Repertorium jetzt von T. BRANDIS in Aussicht gestellt. Einen knappen Überblick über die Forschungsgeschichte gibt I. GLIER in ihrem Nachwort zum Neudruck der beiden Minneredenbände DTM 24 und 41. Dublin und Zürich 1967. S. 251–262, dort S. 257–262. [T. BRANDIS, *Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden*. München 1968 (MTU 25); GLIER, *Artes amandi*.]

⁴³ Dazu RL² II, S. 302f. (H. NIEWÖHNER); dort auch über die vereinzelt auftretenden Großdichtungen dieses Typs (z. B. „Die Minneburg“).

⁴⁴ Vgl. „Der Minne Freigedank“, hrsg. von B. J. DOCEN, *Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur*. Bd. 2. München 1808. S. 172–188.

der die inhaltlichen Möglichkeiten des Minnesangs von Gruß⁴⁵ und Brief,⁴⁶ Bitte um Erhörung, Klage über Trennung, Beteuerung des Dienstes, Schilderung von Liebesglück und Sehnsuchtsqual, Schelte über Untreue bis zum Frauenpreis ausgeschöpft werden.⁴⁷ Auffällig viele Minnereden haben die Form einer Gesprächsszene, die häufig noch in eine kleine Rahmenhandlung (Ausfahrt, Traum, Vision des Dichters) gekleidet ist. In diesen Szenen ist der Dichter fast immer unmittelbar beteiligt, sei es als Elocutor eigener Minneempfindungen, sei es als Mitunterredner, Schiedsrichter oder Belauscher einer wertenden Diskussion. Ich gebe als Beispiel des szenischen Typs ein Gedicht von Hans Folz (FF Nr. 31)⁴⁸ wieder:

„Der Traum“ (308 Verse)

Eines Nachts, als ich mich vor Sehnsucht nach meiner Liebsten verzehrte, hatte ich folgenden Traum: Ich träumte, daß meine Liebste (Braut), in überirdisches Licht getaucht, an mein Bett trat. Sie küßte mich und fragte, ob ich auch an die beschworene Treue dächte. Ich versicherte das und bat sie, ihren Mantel abzulegen. Das dünne Seidenhemd ließ die Schönheit ihres Körpers durchscheinen. Ich muß sie beschreiben ... [es folgt eine längere Schilderung]. Ich bat sie, zu mir ins Bett zu kommen. Sie aber lehnte das aus Gründen der Schicklichkeit ab. Ich wiederholte meine Bitte: wenigstens ein einziges Mal solle sie sich an mich schmiegen. Da willigte sie ein und legte sich in meinen Arm. Meine Wonne kannte keine Grenzen. Als ich dann aber weiter in sie drang, sich auch des Hemdes noch zu entledigen, da erwachte ich. Nie habe ich größeres Leid empfunden.

Im Anschluß an die Minnerede sei kurz auf den Typ des Streitgesprächs⁴⁹ eingegangen. Es handelt sich dabei nur zum einen Teil um

⁴⁵ Von hier geht wohl auch der Neujahrsgruß aus, der in seinen frühen Beispielen (HALTAUS-FISCHER Nr. II,34-41) auf Liebende beschränkt scheint. Vgl. weiter das Neujahrsgedicht an die Frauen von Hans Krug (s. VL II,95ff., E.HARTL-H.NIEWÖHNER).

⁴⁶ Eine ganze Sammlung von fingierten Liebesbriefen enthält die Handschrift I als Nr. 1-23. Vgl. dazu A.RITTER, Altschwäbische Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Diss. Marburg 1898.

⁴⁷ Als eine späte Sonderform schließen sich daran die Minneredenparodien an, die eine so stark stilisierte Gattung besonders herausfordern mußte. Vgl. die negative Minnelehre des handschriftlich sehr verbreiteten „Stiefmutter und Tochter“ (HALTAUS-FISCHER Nr. II,85 und S. 395f.) und das ungedruckte groteske Gedicht „Vom Dreck“ (München Cgm. 270, Bl. 210r-212r), das ein parodistisches Minnegespräch in eine phantastisch vorgestellte Kloake verlegt.

⁴⁸ Man beachte, wie stark sich hier die „Rede“ der „Erzählung“ nähert.

⁴⁹ Eine nicht ganz vollständige Bestandsaufnahme bei H.JANTZEN, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Breslau 1896. Vgl. auch RL ¹III, S. 310

eine Gattung im Sinne der bisher besprochenen, also eine spezifische Form mit spezifischem Inhalt,⁵⁰ zum andern Teil aber um eine besondere Darbietungsform anderswo beheimateter Redeninhalte. In diesen Fällen stellt sich das Streitgespräch dann in die Gruppe der weltlich-didaktischen Reden⁵¹ und – dies bei weitem häufiger – der Minnereden.⁵² Als Beispiel eines „spezifischen“ Streitgesprächs referiere ich das Gedicht ‚Mai und August‘ aus dem Liederbuch der Clara Hätzlerin⁵³:

In aller Welt herrscht heutzutage Streit und Feindschaft. So habe ich unlängst eine Auseinandersetzung von Mai und August belauschen können, die sich aneinander maßen. Der Mai rühmte sich als der Spender aller Frühlingswonne; der August dagegen: dazu hätte höchstens Februar, März und April ein Recht. Der Mai: ich bin es, der die Zweige zum Blühen bringt, unter denen schöne Frauen zutraulich werden; deine Zeit dagegen ist allen lästig und ungesund. Der August: ich lasse das Obst reifen, deshalb muß ich heiß sein; die Frauen gewähren dann im Schatten ihre Rendezvous; ich versorge die Menschen mit Speise; deine Blumen vermögen nichts gegen den Hunger. Schlußwort des Dichters: Wem soll man den Vorrang nun zuerkennen? Belehrt mich, edle Damen, wie ich mein Urteil fällen soll.

Im folgenden ist nun eine ganze Anzahl von meist wenig umfangreichen Denkmälergruppen zu besprechen, von denen mir nicht überall festzustehen scheint, ob sie wirklich die Position einer selbständigen Gattung beanspruchen können. Da sie sämtlich nur so etwas wie „niederliterarischen Charakter“ besitzen, in der Mehrzahl auf komische (oft parodistische^{53a}) Effekte zielen und zum Teil im Brauchtum wurzeln, habe ich früher erwogen, sie als einen Komplex „komisch-volkstümlicher Reden“ anzusehen

bis 313 (G. BEBERMEYER) und F. RANKE, Zum Formwillen und Lebensgefühl in der deutschen Dichtung des späten Mittelalters. DVjs 18 (1940) S. 307–327, dort S. 315–318.

⁵⁰ Zum Beispiel ‚Henne und Fisch‘ (KE S. 571–573), ‚Magen und Glieder‘ (KE S. 586f.); auch ‚Frau und Jungfrau‘ [von Suchensinn] (LS II, Nr. 131), ‚Minner und Trinker‘ (LS II, Nr. 129), falls man diese nicht schon zur Gruppe der Minnereden-Streitgespräche rechnen will.

⁵¹ Zum Beispiel ‚Zucht und Unzucht‘ (KE S. 628f.), ‚Redlichkeit und Eigenwillen‘ (in der Handschrift Augsburg 4^o Cod. H. 27; Hinweis: KF IV, S. 327f.).

⁵² Vgl. etwa ‚Die Beständige und die Wankelmütige‘ (HALTAUS-FISCHER Nr. II,8 und S. 382), ‚Streitgespräch zweier Frauen‘ (ebenda Nr. II,9 und S. 382), ‚Die zwei Schwestern‘ (ebenda Nr. II,18 und S. 383), Peter Suchenwirt ‚Der Widertail‘ (PRIMISSER Nr. 28), ‚Liebe und Schönheit‘ (KE S. 624–627), Hans Folz ‚Zweierlei Minne‘ (FF Nr. 32) usw.

⁵³ HALTAUS-FISCHER Nr. II,60.

^{53a} Vgl. auch A. LIEDE, ‚Parodie‘. RL ³III, S. 12–72, dort S. 16f.